

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

## Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

### Undank ist der Welt Lohn!

(Mit einer Abbildung.)

#### I.

„Ach Gott! Welch ein Mißgeschick! Diese Taille ist mißlungen, absolut mißlungen!“

Bei diesem Verzweiflungsschrei, den Frau von Noncerolles ausstieß, eilte deren Schwester, Fräulein Yvonne Taillebois herbei, die sich das Malheur besah, und ihrerseits voller Ärger und Angst ausrief: „Ist es möglich! Eine Taille von Valentin! Sie blökt, blökt ganz gewaltig! Ja, sag' mal, du, hast du denn nichts gesehen, als du anprobiertest?“

„Ich habe gar nicht anprobiert,“ seufzte Frau von Noncerolles, „ich fand ja keine Zeit vor der Abreise, du weißt doch... Und dann, wer hätte so was gedacht! Eine Taille von Valentin!... Ich werde noch krank davon!“

„Grund dazu wäre in der Tat vorhanden“, versicherte Fräulein Yvonne allen Ernstes. „Dein schönstes Kleid! Aber was wirst du nun anfangen?“

Frau von Noncerolles machte eine Bewegung vollkommener Ratlosigkeit.

„Was weiß ich!“ sagte sie. „Und ich hatte noch damit gerechnet, daß ich durch die letzte Schöpfung unseres unvergleichlichen Schneiders diese dummen Leute aus der Provinz verblüffen, — will sagen in Erstaunen versetzen könnte! Das ist wohl das erste Mal, daß ihm der Schnitt nicht geriet! Und da muß ich, gerade ich das unglückliche Opfer dieses fatalen Zufalles sein! Nein, es ist zum Verzweifeln!“

„Unerhört!“ bekräftigte Fräulein Yvonne.

Und schweigend, aber beide tief betroffen von diesem Unglück, tauschten die Pariserinnen verzweifelte Blicke ein.

Da klopfte es an die Thür. In der Meinung, es handle sich um einen Dienboten, der um Rat fragen kam, fragte Frau von Noncerolles.

ganz ihrem Kummer hingegeben, in rauhem Ton:

„Wer ist da?“

„Laura!“ erwiderte eine harmonische Stimme.

Fräulein Yvonne lief eilig zur Thür und öffnete:

„Komm nur herein, liebe Freundin, nur herein! Wenn du wüßtest, was uns da passiert ist!“

Frau Laura Montaigu, die Herrin des Hauses, trat ins Zimmer ein, und besah sich die beiden Schwestern mit ängstlichem Staunen. Es war eine reizende junge Frau von ungefähr 25 Jahren. Als Tochter eines reichen Gutsbesizers aus der Umgegend, war sie in Paris erzogen worden, und hatte dort Bekanntschaft gemacht mit den Fräulein Taillebois, den Erbinnen eines steinreichen Zuckerfabrikanten. Dann aber war Laura in die Provinz zurückgekehrt, und man hatte sich wie das ja häufig in solchen Fällen vorkommt, ganz aus dem Gesicht verloren. Erst im letzten Sommer hatte man sich in irgend einem Seebad wiedergefunden, die eine der beiden „Zuckertöchter“ war verheiratet, und auch Laura war inzwischen Frau Montaigu geworden. Nachdem man sich wieder erkannte, wurde der Freundschaftsbund aufs Neue geknüpft, mit jener Beimischung von Banalität freilich, die die schönsten Jugenderinnerungen zu trüben pflegt. Als man nach Ablauf der Badesaison auseinander gieng, gab man sich gegenseitig das Versprechen, häufiger mit einander zu verkehren; die Pariserinnen nahmen eine Einladung an fürs nächste Jahr, wo sie einige Zeit bei ihrer ehemaligen Gespielin auf dem Lande verbringen wollten. So geschah es, daß sie sich in diesem herrlichen Monat August in der Sommerfrische auf dem Schlosse Montaigu befanden.

Frau von Noncerolles schilderte nun die Katastrophe mit aller Beredsamkeit.

ste.

el-Große

zung.\*

rsfest.\*  
ährsfest.\*  
ah.

Langer

fest.\*  
erhütten=

Ende.\*

.

de Fest-

effka.

.

Gebet

„Kannst du das Unglaubliche begreifen!“ sagte sie, indem sie das verunglückte Kleid fieberhaft in den Händen herumdrehte. „Valentin, dem der Schnitt mißlingt! Denn darüber ist nicht hinweg zu kommen: diese Taille ist verfehlt, so verfehlt, wie nur was! Und sie kommt von Valentin! Hast du schon von Valentin gehört? Nicht? Ach so, zu deiner Zeit, da kannte man ihn noch nicht. Die großen Künstler brauchen immer Zeit, um durchzubringen... Damals ging man nur zu Theodore... Kurz, ich hatte dieses Modell kaum gesehen, und war schon weg! Aber sieh selber! Hellgrüne Mouffeline mit dem zartesten Gelb in den Spitzenapplikationen, — 's ist ideal! Und da sag' ich zu Valentin: „Machen Sie mir das da sobald als möglich fertig... Ich hab' keine Zeit anzuprobieren, ich reise übermorgen ab, aber Ihnen darf man schon so was zutrauen... Geben Sie mir nur ja Acht auf diese Toilette! Ich will sie zum ersten Mal auf dem Lande anlegen, auf einer großen Soiree bei meiner besten Freundin!“ Dieser Kerl von Valentin! Er erwidert einfach: „Die Frau Baronin kann beruhigt sein... Wir werdens auf den Termin liefern, und in diesem Kleid, bei Ihrem Teint, wird die Frau Baronin göttlich sein!“ Ja, ja, bucklicht bin ich! Und man kann die Soiree nicht verlegen! Es ist zu spät! Ich werde mich krank weinen!“

Gleich zu Beginn dieser Lamentation hatte sich Frau Montaignu beruhigt. Und während sie der Freundin zuhörte, zuckte ein friedliches, etwas boshaftes Lächeln um die frischen Kirschlippen. Als endlich Frau von Noncerolles atemlos innehielt, sagte sie ganz gelassen:

„Wenn's nur das ist! Dem Unglück können wir abhelfen!“

„Wie?“ rief Yvonne.

„Gut machen, was ein Valentin verpfuscht hat!“ fügte Frau von Noncerolles verächtlich bei. „Wer soll das wohl sein? Am Ende gar eine Näherin aus der Umgegend?“

„Geraten!“ fiel mit Heiterkeit Frau von Montaignu ein, „eine Näherin von hier. Alle Künstler sind gottlob noch nicht in Paris, meine Lieben! Wir haben hier ein Mädchen vom Dorfe von seltenem Geschick. Zufällig haben wir sie gerade im Hause, denn ich

brauche sie ost. Wenn ihr wollt, laß ich sie rufen...“

Frau von Noncerolles ruckte den Kopf empor.

„Was! Du willst ein Kleid von Valentin einer Stümperin vom Lande anvertrauen!“ rief sie aus, ganz erschrocken ob der Ungeheuerlichkeit dieses Anstehens.

Aber Yvonne schlug, gleich entschlossen, andere Töne an:

„An deiner Stelle würde ich den Versuch machen. Das Kleid ist so wie so verpfuscht!“

Frau von Noncerolles konnte sich der Nichtigkeit dieses Einwurfs nicht verschließen.

„Meinet wegen!“ sagte sie kaum hörbar, „verloren ist verloren!“

Frau von Montaignu zog die Glocke.

„Sagen Sie, Pascarelle möge kommen!“ befahl sie dem erscheinenden Diener.

Eine Minute später trat diejenige ins Bouboir ein, die auf den anmutigen Namen hörte.

Sie war noch nicht zwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe, schlant und geschmeidig in ihren einfachen Kleidern, deren Schnitt und Schmuck einen sichern Geschmack bewiesen. Das Gesicht war leicht oval gerundet, und von jener mattbraunen Farbe der mittägischen Rasse, die vollblütig und großmütig ist. Ein rotes Seidenband, um den Haarbüschel geschlungen, ließ das gesunde Weiß dieses jugendlichen Gesichts noch stärker hervortreten, das zwei intelligente große schwarze Augen erleuchteten, und Haarlocken, glänzend schwarz, wie Ebenholz, quollen hervor, und umränderten den Kopf, wie das schönste Diadem.

Pascarelle wurde sofort in die Affäre eingeweiht. Sie errötete, denn der Gedanke, für Pariser Damen zu arbeiten, schüchterte sie ein. Dann heftete sie aber geschickt das Kleid von Frau von Noncerolles, und zog sich mit dem in halb gebrochenen Worten gegebenen Versprechen zurück, bis zum Mittagessen werde der ganze Schaden ausgebessert sein.

Bis dahin war Frau von Noncerolles das Opfer einer fieberhaften Ungebuld. Und als das Mädchen wieder erschien, das Kleid auf dem Arm und in bescheidener Haltung, wurde die Baronin nur um so mißtrauischer; sie ergriff das Kleid und zog es in Angst und Bangen an.

Fräulein Yvonne, die gegenwärtig und nicht weniger neugierig war, stieß alsobald einen Ruf der Bewunderung aus:

„Du, — keine einzige Falte!“

„In der Tat, 's ist wahr!“ brachte Frau von Noncerolles kaum hervor in ihrer Bewunderung.

Und in diesem Entzücken, das sie verspürte, kannte ihre Begeisterung für diejenige, die dessen Ursache war, keine Grenzen.

„Meine liebe Kleine!“ sagte sie übersprudelnd zu Pascarelle, die überglücklich war, so gut reüssiert zu haben, „du kannst ja arbeiten, wie eine Fee! Valentin verbessern können, das ist unglaublich! Aber warum ist ein solches Talent ohne Nutzen für dich, ohne Zweck in dieser Provinz, wo man es weder schätzen noch bezahlen kann, wie es sich gehörte! Das ist traurig, allzu traurig! Nur in Paris könntest du dir einen Platz erobern, wie du ihn verdienst. . . Besinne dich nicht lange, Kleine! Laß dieses Loch da, und komm nach Paris! Wie viele Haushaltungen wären froh, wenn sie dich haben könnten! Du würdest damit beginnen, daß du den Dienst einer Kammerjungfer verstehst — eine ideale Kammerjungfer! Ich sag dir's noch einmal, komm' nach Paris, ich stehe zu deiner Verfügung, und erbieth mich, dir eine günstige Stelle zu finden . . .!“

„Aber gewiß!“ bekräftigte Yvonne, „ich kann meiner Schwester nur beistimmen, wenn sie dir hierzu rät. Es ist schade, jammer-schade, wenn du von deiner seltenen Geschicklichkeit nicht profitierst, und hier herum vegetierst, während du doch leicht ein viel besseres und angenehmeres Leben führen könntest! Entscheide dich! Wir werden alles aufbieten, um dir zu helfen.“

„Sie sind zu gütig!“ stammelte das errötende Mädchen, das sich vor lauter Schüchternheit kaum zu helfen wußte. Dann erhielt aber die Bäuerin in ihr wieder die Oberhand, und sie fügte bei:

„Ich danke Ihnen. Ich bin auf dem Lande daheim, und nicht gerade arm. Ich möchte nicht Magd sein . . .“

„Dummes Kind!“ erwiderte Frau de Noncerolles. „Man sieht, daß du nicht weißt, was es heißt, zu Paris Kammerjungfer

in gutem Hause zu sein! Man ist kaum im Dienst, kaum untergeordnet; man ist immer um die Herrin herum, welche die Kammerjungfer wie ihre Gefährtin behandelt, wie eine Gesellschaftsdame, oft noch besser. Sie wird nur zu ganz delikaten Dienstleistungen, zu bessern Arbeiten herangezogen; sie muß elegant einhergehen, und trägt darum auch die abgelegten Kleider der Herrin . . . Und wenn sie so geschickt ist, wie du, dann nimmt man auch besondere Rücksicht auf sie. Sie überwacht die Wäsche, steht einem ganzen Volk von Bedienten vor; es ist kein Dienstabote mehr, sondern eine Angestellte, eine Vertrauensperson, manchmal eine Freundin . . .“

„Ach!“ sagte Pascarelle ganz entzückt.

„So ist's,“ fuhr Frau von Noncerolles fort, die nicht leicht einhielt, wenn sie einmal angefangen hatte. „Außerdem steht sie sich sehr gut, denn sie wird reichlich bezahlt. Wie viel bekommst du denn, Kleine?“

„Sechzig Centimes auf den Tag“, gab Pascarelle zur Antwort.

Die beiden Damen schrien entrüstet auf:

„Sechzig Centimes! Das ist ja erbärmlich!“

„Unglaublich!“

„Insam!“

„Dann hast du aber doch das größte Interesse daran, deine Situation zu verbessern!“ nahm Yvonne den Faden wieder auf. „Unsere Kammerjungfer hat sicherlich nicht so gut gearbeitet, wie du, und doch gaben wir ihr 70 Frs den Monat. Und das ist nicht das Höchste. Man kann bis auf 100 Frs kommen. Diese Kammerjungfer war brav und ordentlich; sie hat uns verlassen, als wir fortgingen, um einen Spezereiladen zu übernehmen . . .“

„Wie gern möchte ich das!“ rief Pascarelle, „aber es ist unmöglich!“

„Aber nein, gar nicht, es ist im Gegenteile leicht möglich!“ erwiderte lebhaft Frau von Noncerolles. „Die meisten Kammerjungfern in Paris richten sich so ein, wenn sie einige Dienstjahre haben . . .“

„Und fast alle machen ihr Glück in der Heirat“, fügte Yvonne bei. „Die Sache ist leicht verständlich. Sobald sie eine Mitgift haben, die einigen Wert repräsentiert, heiraten sie Commis oder Angestellte in guten Verhält-

nissen. . . Man kann sie nicht aufzählen, so viel beschließen ihre Laufbahn als Kammerjungfern auf diese Art!"

"Da siehst du also deinen Weg vorgezeichnet", schloß Frau von Roncerolles. "Und wie wärst du beispielsweise eine hübsche Modistin in einem schönen Laden mit großen Spiegeln! Und selbstverständlich würdest du, ein so nettes Mädel, bald die schönste Partie machen! Hier aber mußt du mit einem schwerfälligen Ochsenbauern fürlieb nehmen! Und du bist so niedlich und so vornehm, — das wäre der reinste Selbstmord!"

Ohne es zu ahnen, hatte Frau von Roncerolles, welche mit ihrem weltmännischen Leichtsinne die Rolle der Schlange im Paradies spielte, bei dem Mädchen den wunden Punkt getroffen: unbestimmte Wünsche, die aber nach einer gewissen Richtung instinktiv existierten, denn sie war sehr fein veranlagt.

Pascarelle war vor dieser neuen Welt, die sich vor ihren Augen entrollte, ganz bestürzt, und konnte kaum reden. Sie stammelte den beiden Damen reichlichen Dank für die uneigennütige Hilfe, die sie ihr in Aussicht stellten; aber trotzdem die beiden immer wieder ihr Versprechen erneuerten, konnte sie sich jetzt nicht entschließen, davon zu profitieren.

Aber das Unglück war geschehen. Die einschmeichelnden Worte der Frau von Roncerolles und ihrer Schwester hatten die junge Einbildungskraft geweckt, und in goldener Ferne das herrliche Bild der großen Stadt gezaubert. . .

## II.

Sechs Monate später kniete Pascarelle weinend an einem Grabe, in welches eben die letzte Scholle gefallen war.

Sie beweinte ihre Großmutter, die gütige und ständige Beschützerin ihrer Kindheit, und es schien ihr, als beweinte sie dabei ihre ganze Vergangenheit, etwas Liebes und Glückliches, das jetzt für immer begraben war. . .

Lange lag sie so auf den Knien, ganz ihrem Schmerz hingegeben. Einige Schritte hinter ihr stand, an ein steinernes Kreuz des grünen Kirchhofes gelehnt, ein junger Bursch aus dem Dorfe, schweigend und ohne sich zu rühren. Schwere Tropfen fielen von den Augen, die

Pascarelle betrachteten, ohne daß er es wagte, sie anzureden, denn er wußte, daß man die Kundgebung des ersten großen Schmerzes respektieren mußte.

Als aber die Sonne am Horizont zu sinken begann, und ein frisches Lüftchen die Ankunft der Nacht anzeigte, entschloß sich der junge Mann, den traurigen Betrachtungen ein Ende zu machen.

Er richtete sich auf und legte die Hand auf die Schulter des weinenden Mädchens.

"Pascarelle!" rief er mit süßer Stimme, "es ist Zeit, nach Hause zu gehen. Sieh, es wird schon spät!"

Pascarelle küßte den ausgewählten Grund, als hätte, was darunter lag, die Liebfosung noch fühlen müssen.

Dann erhob sie sich folgsam, und ging hinter dem Better her, der eine Waise war, wie sie, und ebenfalls von der lieben Toten erzogen, der man heute die letzten Ehren erwiesen hatte.

Unwillkürlich nahmen sie sich bei der Hand, wie zur Zeit ihrer Kindheit, und gewannen auf Pfaden, welche die heranbrechende Nacht verdunkelte, die einsame Wohnung.

Pascarelle ließ sich auf die Bank unter dem Kaminsofa fallen, während Justin eine Harzerze anzündete, und im Herd das Feuer auf-rüttelte. Als die Flamme fröhlich in die Höhe schlug, und mit ihrem tanzenden, launischen Fackellicht die einfachen Möbel des alten Hauses erhellte, während der Kochtopf, mit Erdäpfeln gefüllt, unter der Einwirkung der Hitze seine monotone Weise ertönen, und von Zeit zu Zeit Dampfvolken hervorquellen ließ, saß Justin dem Bäschen gegenüber und betrachtete unruhig ihre Züge.

Mehrmals öffnete er den Mund, sagte aber nichts. Unentschlossen hielt er sich zurück, und die Stille herrschte, ein erdrückendes, angstvolles, trauriges, ahnungsvolles Schweigen. . .

Endlich entschloß er sich, an die furchtbare Frage heranzutreten. Die jungen Leute, das ist klar, konnten so nicht bleiben, sie mußten sich über die Zukunft, und was jedes machen wollte, verständigen.

"Pascarelle", begann er mit stoßender Stimme, "was tun wir nun?"

Das Mädchen erhob den schweren Kopf.

„Nach, was du willst!“ antwortete sie müde, „ich gehe fort von hier...“

Justin sprang auf.

„Wie? Du gehst fort? Und wohin denn, mein Gott!“

In demselben gleichgültigen und gebrochenen Tone erwiderte sie:

„Nach Paris!“

Und der verblüffte Better wiederholte unwillkürlich:

„Nach Paris!“

Als Pascarelle nicht weiter redete, sammelte der arme Justin seinen zerstreuten Geist, und hub in stehendem Tone wieder an:

„Aber wie ist das möglich, Pascarelle!... Du willst mich hier allein meinem Kummer überlassen!... Sag' nein, sag', daß es nicht wahr ist!... Was ist denn das nun wieder, daß du nach Paris willst!... Du träumst wohl, nicht wahr?... Der Schmerz hat dich irre gemacht!...“

Pascarelle machte eine verneinende Bewegung: „Ich habe den Kopf nicht verloren, Justin. Ich gehe nach Paris, und suche mir eine Stelle als Kammerjungfer...“

Justin ließ die Arme sinken, sein Staunen kannte keine Grenzen.

„Du bist verrückt, meine liebe Pascarelle. Wir sind doch nicht so arm! Wir können hier ganz ruhig und selbstständig zusammen leben, und unsern Acker bauen, — und du willst dich als Magd verdingen!... Das wär' doch zu dumm!...“

Pascarelle zuckte die Achsel.

„Du weißt ja nicht, was du sagst!... In Paris ist die Kammerjungfer nicht wie eine gewöhnliche Magd!“

Wenn Justin einmal seine Meinung hatte, ging er nicht leicht mehr davon ab.

„Ach was!“ fuhr er, heftiger werdend, fort, „das sind doch alles Floskeln! Sobald dich jemand bezahlt, hat er das Recht, dich zu kommandieren, dich nach Belieben fortzuschicken, wenn sie genug hat, und dich machen zu lassen, was ihr in den Sinn kommt; denn es ist deine Herrin, und du ihre Dienerin! Darüber kommst du nicht weg! Wer dir's anders erzählt hat, hat dir die Wahrheit verschwiegen, glaub' mir, Pascarelle!“

Die Ermahnungen Justins blieben ohne

Antwort. Durch dieses Stillschweigen ermutigt, und glaubend, er hätte sie in ihrem Entschluß wankend gemacht, begann er aufs Neue:

„Wenn du nur wolltest, Pascarelle, so könnten wir glücklich sein... Wir sind zusammen aufgewachsen... Nun, warum sollten wir nicht unser Leben zusammen beschließen?... Es war der Wunsch unserer lieben Ahe. So würde, sagte sie, ihr kleines Gut nicht zerstückt, und ihre Lieblinge hätten ein Haus und ein Herz... Ich war dir ein folgsamer, ergebener Bruder, ich würde ein guter Mann für dich sein... Ich lieb' dich nur allein auf Erden, seit ich dich kenne... Sag', daß du so willst, Pascarelle!...“

Aber die verächtlichen Worte der Frau von Roncerolles piffen ihr tückisch um die Ohren: der ehrsame Justin wäre doch sein Leben lang nur „ein schwerfälliger Ochsenbauer!“

Sie wandte ihren Blick von dem vor Angst zitternden jungen Mann ab, und, von der fixen Idee besessen, murmelte sie mechanisch:

„Ich gehe fort von hier...“

Da wischte sich Justin mit der schwieligen Hand über die Augen und ging in sein kleines, im Stall gelegenes Zimmer, wo er sich auf den mit Welschkornblättern gefüllten Strohsack warf. Das Gesicht in das rauhe Tuch versteckt, weinte er lange über die beiden Gestorbenen: über diejenige, die viel weniger tot war für ihn, obgleich sie draußen auf dem grünenden Gottesacker schlief, und über die andere, das undankbare Geschöpf, das einzige Ziel der reinen Liebe seiner Jugend...

Kaum war eine Woche vergangen, als Pascarelle, von Justin begleitet, an der Bahnstation der nächsten Stadt eintraf. Sie schien ganz bleich in ihren schwarzen Kleidern, aber sie schaute entschlossen drein und wollte ihr kaltes Blut bewahren. Dagegen schien Justin wohl um 10 Jahre gealtert. Das biedere Gesicht war eingefallen und hart mitgenommen, die Hände zitterten konvulsivisch, und er biß sich die Lippen wund, wohl um die Tränen zurückzuhalten.

Ihm war immer noch, als hätte er einen furchtbaren Traum, er hatte noch bis zur letzten Minute gehofft, Pascarelle würde sich

eines Bessern besinnen. War es denn möglich, daß man so sein Haus, seine Heimat, die Gräber seiner Lieben — und seinen treuen Gefährten im Stich lassen konnte!

Und jetzt war alles fertig, mit der süßen Vergangenheit war es aus... Pascarelle ging fort! Von weitem hörte man schon die kreischende Stimme der schwarzen Maschine, die sie entführen sollte.

In einer dichten Rauchwolke fuhr der Zug in die Station ein. Der monotone Zuruf der Beamten ertönte:

„Die Reisenden für Paris... einsteigen!“

Voller Verzweiflung klammerte sich Justin an den Arm des Bäschens:

„Oh, bleibe, bleibe doch, Pascarelle!... Es wird dir dort ein Unglück passieren... wenn dich niemand lieb hat... Hier aber...“

Pascarelle sah ihn bestürzt an. Mit Blickeseile flogen alle Freuden der Vergangenheit an ihrem Geist vorüber, jene ungezählten Tage, wo sie immer und immer die Unterstützung des ihr treu ergebenen Gefährten genossen. Da wäre die Zukunft nicht weniger friedlich, einfach und sicher gewesen.

Ein Wort brannte ihr auf den Lippen, sie war auf dem Punkte, es hinauszuschreien: „Ich bleibe!“

Aber der Ruf der Beamten ertönte aufs Neue, dringlicher diesmal:

„Die Reisenden für Paris... einsteigen!“

Und Paris, dieses Zauberwort ließ die verlockende Vision vor ihr erstehen: in der Ferne schimmerte schon das Wunderbild der mächtigen, und so gastfreundlichen Weltstadt, und der ganz mit Spiegel dekorierte Verkaufsladen.

Sie umarmte in aller Eile den Better, indem sie mit ersticker Stimme stammelte:

„Lebe wohl, Justin, lebe wohl!...“

Er drückte sie fest an sich, sie riß sich los und sprang in den Zug.

Der Arme blieb auf dem Bahnsteig stehen, mit dem Taschentuch wehend, und ihr mit den von Tränen überlaufenen Augen folgend, während seine Kehle wie zugeschnürt war, und die Kräfte ihn verließen.

Als aber der Zug sich in Bewegung setzte, da sammelte sich Justin rasch, und rief mit

rauer, kaum mehr erkennbarer Stimme der Reisenden zu:

„Wenn du je einen Freund brauchst, wirst du mich stets finden...“

Auch Pascarelle mußte weinen vor Rührung. Sie machte ein Zeichen mit der Hand, und dachte an das tröstende Wort, während sie nun dem Ungewissen, Unbekannten entgegeneilte...

### III.

Den Korb am Arm, mit den Augen zwinkend vor dieser Menge Leute, den Kopf schwer vom Lärm, der um sie her brüllte, so finden wir Pascarelle wieder auf dem Bahnhof von Orleans in Paris, ganz verloren und ungewiß, was sie anstellen sollte.

Einer jener Kutscher, welche in der Nähe des Bahnhofs auf Leute vom Lande lauern, bemerkte ihre Verlegenheit, und rief ihr zu:

„He, Mamachen! Müßt nicht anwurzeln da!... Ich will euch führen. Wo wollt ihr hin?“

Dann erst fragte sich Pascarelle, wo sie abzustiegen hätte. Vor ihrer Abreise hatte sie sich von Frau Montaigu die Adresse der Baronin von Noncerolles geben lassen, aber jetzt fühlte sie, daß sie so nicht zu der fremden Dame gehen konnte. Sie antwortete schüchtern:

„Sie könnten mich in einen Gasthof führen, Herr...“

„Ganz gern,“ erwiderte der Kutscher, „ich will euch in ein ganz anständiges Haus bringen. Dort seid ihr wie bei eurer Mutter... Steigt nur ein!“

Pascarelle gehorchte. Der Kutscher, der wirklich ein zuvorkommender ehrlicher Mensch war, besorgte den Koffer aus dem Gepäckraum. Dann kam das übliche „Hü, Cocotte!“, die Peitsche knallte, und der Gaul, der zufällig kein austrangiertes Tier war, setzte sich in Bewegung, inmitten des Lärms und des Getümmels, das jetzt den Kopf der Bäuerin umtoste, die nur an die friedliche Ruhe des grünen Feldes gewohnt war.

Nach einigen Minuten machte die Droschke in einem von schwarz geräucherten Häusern flankierten, anscheinend sehr schmutzigen Gäßchen Halt.

Bascarelle bemerkte das mit großem Erstaunen. Was? Das sollte Paris sein?

Der Kutscher stellte seine Klientin einer alten Dame vor, die am Anfang eines langen Korridors in einer Art von mit Glas eingefassten Käfig saß. Die Dame, die Gerant in des Hotels, musterte die junge Bäuerin mit vertrautem Blick. Dann redete sie dieselbe mit gütiger Herablassung an:

„Du willst in Paris eine Stelle suchen, nicht wahr, mein Kind?“

Bascarelle, die jetzt, wie gedemütigt, errötete, nickte mit dem Kopf.

„Gut“, fuhr die Dame fort, die ihrer Sache sicher war, „Willst du ein ganz gutes Zimmer haben? Wir haben nämlich zwei Sorten von Zimmern für Mädchen in deinem Falle. Elegante, geräumige Zimmer, natürlich nur für diejenigen, die sie bezahlen können. Die andern begnügen sich mit Mansarden...“

Die Aussicht, bis hoch hinauf unter das Dach steigen zu müssen, flößte Bascarelle Schrecken ein. Sie beeilte sich ein „ganz gutes Zimmer“ zu verlangen, ohne sich weiter um den Preis zu kümmern.

Die mitteleidvolle Höflichkeit der Dame wurde jetzt durch ein gefälliges Lächeln erhellt; sie drückte auf einen Knopf, und befahl dem eintretenden Hausknecht, er möge „das Fräulein auf Nummer 24“ führen.

Hinter ihrem Führer erklimmte Bascarelle die Stufen einer jäh ansteigenden Treppe, die ein sadenscheiniger Teppich bedeckte. Im dritten Stock öffnete der Diener eine Tür, lud den Gast zum Eintreten ein, und verschwand.

Sich allein überlassen, ließ die bestürzte Bascarelle ihre Blicke über das Zimmer schweifen, das sie nunmehr bewohnen sollte. Das Gefühl des Alleinseins, der Verwirrung drückte immer mehr auf sie.

Ach Gott! Wie weit war sie jetzt von ihrem heitern Zimmerchen weg, wo die Bilder der besonders verehrten Heiligen von den Wänden herabgrüßten, während auf dem Kaminvorsprung, zwischen zwei Blumenvasen eine weiße Statue unserer lieben Frau von Lourdes von Gebet, von Hoffnung und immerwährender Hilfe erzählte...

Bascarelle war dem Weinen nahe. Es

schien ihr, als hätten sie ihre himmlischen Freunde im Stich gelassen.

Sie sammelte ihren ganzen Mut, um den niederdrückenden Gefühlen zu widerstreben, die auf sie eindrangen. Nachdem sie ein leichtes Mahl zu sich genommen, ging sie aus; aber bald mußte sie sich sagen, daß es ihr unmöglich sei, sich in dieser großen Stadt zurecht zu finden, sie nahm daher eine Droschke, und ließ sich zu Frau von Noncerolles führen.

Zitternd vor Erwartung drückte Bascarelle auf den silbernen Knopf der Klingel. Alsobald ging das Tor auf, und ein mächtiger goldbetrefter Lakai in brauner Livree trat auf die Schwelle.

Bascarelle wußte nicht was sie sagen sollte, denn diesen hohen Herrn wagte sie nicht anzureden. Ein einziges Mal in ihrem Leben hatte sie in der kleinen Stadt in der Nähe ihres heimatlichen Dorfes den Präfecten von weitem durchfahren sehen, aber er glänzte bei weitem weniger, als dieser Herr!

Letzterem entging es nicht, daß er einen solchen Effekt machte, und sein Ehrgeiz fühlte sich nicht wenig geschmeichelt. Darum gönnte er dem schüchternen Besuch einen gefälligen Blick, indem er sie in ziemlich mildem Tone fragte:

„Nun, was willst du, Kleine?“

„Zu Frau von Noncerolles,“ stammelte Bascarelle.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen“, antwortete der Lakai mit barscher Stimme, gegen die es keinen Appell gab, und das Tor fiel schwer ins Schloß zurück.

Das hatte Bascarelle nicht erwartet! Sie geriet vollends in Verzweiflung.

Einen Augenblick stand sie still, wie angewurzelt, dann bewegte sie sich ganz mechanisch fort, ohne zu wissen wohin. Allmählich kam ihr das Bewußtsein wieder. Sie wollte den Mut nicht verlieren, und bestrebte sich zu lächeln.

Wie hatte sie denn das nicht voraussehen können? Eine Dame, wie Frau von Noncerolles, hatte ihre weltlichen Verpflichtungen, mußte oft ausgehen. Was war denn natürlicher, als das! Nun, man konnte ja andern Tags wieder zu ihr gehen...

Sie nahm eine Droschke, und ließ sich ins

me der

auchest,

Rühr-  
Hand,  
während  
en ent-Augen  
en Kopf  
füllte. so  
Bahnen  
verlorenr Nähe  
lanern,  
ihr zu:  
wurzelte  
ollt ihrwo sie  
hatte sie  
ber jetzt  
fremden  
ächtern:  
führen,er, „ich  
as brin-  
atter...er, der  
Mensch  
ickraum.  
!“ die  
zufällig  
in Be-  
des Ge-  
rin um-  
es grü-Droschke  
Päufeln  
en Gäß-

Hotel führen. Dort warf sie sich tot müde auf's Bett, und schlief sofort zu schwerem Schlafe ein.

Tags darauf, noch ängstlicher als zuvor, sprach Pascarelle abermals im Hause der Frau von Noncerolles vor. Sie klingelte wieder, und wieder erschien der Lakai, der ihr, als er ihrer ansichtig war, wieder das harte Wort hinwarf: „Die gnädige Frau ist ausgegangen...“

Plötzlich dämmerte es in Pascarelle auf: Sie war da einfach das Opfer einer Verordnung der Verordnung, welche von den Palästen der Reichen alles Arme und Niedere fernhält...

Zwei dicke Tränen schossen aus den schönen schwarzen Augen. Auf die Gefahr hin durch das Tor, das schon ins Schloß fallen wollte, erdrückt zu werden, trat sie schnell zwischen Tor und Angel und flehte den Pörtner an:

„Ach, Herr, lieber Herr, ich bitte Sie, lassen Sie mich zu Frau von Noncerolles. Ich komme von daheim, ganz am andern Ende von Frankreich, nur um mit ihr zu sprechen. Sie hat mich hierher bestellt.“

Der Diener war nicht schlechter, als ein anderer auch, nur war er in dieser Atmosphäre von Gleichgültigkeit, von Hochnäsigkeit und Herablassung verdorben worden. Er schien gerührt.

„Ja, aber, man wird mich schelten,“ sagte er in unsicherem Tone, „wenn ich euch da hereinbringe, ohne daß ich dazu Ordre habe... Und dann ist die gnädige Frau noch zu Bett...“

„Ich warte gern“, stammelte Pascarelle, die sich, wie an einen Strohalm, an die schwache Hoffnung klammerte, die sie da durchschimmern sah.

„Gut!“ sagte der Diener, „Wartet einen Augenblick. Ich will der gnädigen Frau sagen, daß ihr da seid. Vielleicht werdet ihr empfangen. Das ist alles, was ich tun kann. Wie heißt ihr denn?“

„Pascarelle!“

„Komischer Name... Na, wartet hier, ich werde euch ein Zeichen machen...“

Indem er sprach, stieß er sie sachte zurück. Pascarelle sah sich abermals auf der Straße. Vor Schwäche drohte sie umzufallen, sie ließ sich auf dem Trottoir nieder. Jetzt, da sie

merkte, wie man sie als Bettlerin behandelte, überflutete eine brennende Röte das bleiche Gesicht, und sie gab sich bitteren Betrachtungen hin. Was wollte sie nur in dieser großen Stadt, wo man so hart, so mißtrauisch ist gegenüber den Unbekannten? Und was hielt sie zurück? Warum ging sie nicht gleich fort, warum ging sie nicht dorthin zurück, wo man sie kannte, wo man sie liebte?

Schon war sie aufgestanden, aber sofort flüsterte ihr ein böser Geist, der Ehrgeiz, schlimme Dinge ins Ohr. Was? Sie wollte heimkehren, so schwachvoll und gedemütigt? Wie hätte man sie ausgelacht auf dem Dorfe!... Und Justin, der sie noch angefleht hatte, zu bleiben, wie würde der triumphieren! Nein, unmöglich!

Uebrigens war das nicht dumm und verrückt, sich so zu quälen? Wenn sie einmal mit Frau von Noncerolles gesprochen hatte, dann gab sich alles... Aber wie lange schien ihr die Zeit, da sie auf der Straße wartete! Gott sei dank, daß nicht viel Leute da gingen!... Wenn nur der Diener sie nicht vergessen hatte!

Der Lakai hatte sie nicht vergessen. Ohne es zu zeigen, denn es hing ja nicht von ihm ab, behülflich zu sein, empfand er Mitleid mit der Bittstellerin, die so hübsch und so verwirrt war, und sobald Frau von Noncerolles geklingelt hatte, beeilte er sich, ihr Mittheilung zu machen.

Die Baronin war noch ganz schlaftrunken und müde vom Bal, dem sie einen Teil der Nacht gewidmet hatte. Sie befand sich just im Ankleidezimmer und im Begriff, mit Fräulein Yvonne einen Schrank voller Spitzenwäsche zu revidieren, die zur Aussteuer der letztern gehörte, welche demnächst sich verheiraten sollte.

Sie wandte dem Kammerdiener ein mürrisches Gesicht zu:

„Was gibt's denn, Adolph?“

„Es ist ein junges Mädchen da, das die gnädige Frau zu sprechen wünscht... Sie nennt sich Pascarelle...“

„Pascarelle?“ wiederholte die Baronin zerstreut. „Kenn' ich nicht... Wahrscheinlich eine Bettlerin... Geben Sie ihr einen Gutschein für Brot...“

andchte,  
bleiche  
htungen  
großen  
uich ist  
as hielt  
ch fort,  
wo man

er sofort  
Ehrgeiz,  
e wollte  
nützig?  
Dorfe!...  
atte, zu  
! Mein,

nd ver-  
einmal  
en hatte,  
e schien  
wartete!  
ngen!...  
vergesen

a. Ohne  
oon ihm  
Mitleid  
und so  
Ronce-  
ihr Mit-

strunken  
Teil der  
just im  
Fräulein  
enwäsche  
legtern  
heiraten

in mür-

das die  
t... Sie

Baronin  
scheinlich  
nen Gut-



Einige Schritte hinter ihr, stand an ein steinernes Kreuz gelehnt, ein junger Burische.

„Ich glaube nicht, daß sie ein Almosen will“, wagte der Diener zu betonen. „Sie ist sehr gut gekleidet, und sagt, sie sei aus dem einzigen Grunde aus ihrer Heimat hierher gekommen, um die gnädige Frau zu sprechen... Es scheint, daß die gnädige Frau so befohlen hat...“

„Das ist aber stark!“ rief Frau von Noncerolles. „Das muß eine Schwindlerin sein! Ich habe nie von so was gehört. Wie sagen Sie, daß sie heißt?“

„Pascarelle“, wiederholte der Kammerdiener.

„Pascarelle? Das ist doch kein Name! Erinnerst du dich vielleicht, Yvonne?“

Fräulein Yvonne betrachtete die Zimmerdecke.

„Ich habe eine dunkle Ahnung. Wart' mal! Wär's am Ende das kleine Bauernmädchen, das voriges Jahr bei Laure Montaignu ein von Valentin kommendes Kleid arrangiert hat?“

„Ach ja, ich erinnere mich jetzt,“ bemerkte Frau von Noncerolles. „Ein Kleid, das einen unbedeutenden Fehler hatte... Ja, aber, — was will die Kleine jetzt?... Na, was wissen Sie, Adolph, was will Sie!“

„Sie hat mir nichts gesagt, gnädige Frau.“

„Dann fragen Sie doch...“

Aber Yvonne fiel ihr ins Wort:

„Ach, warum so viele Umstände? Sagen Sie ihr, sie möge heraufkommen, das arme Kind, das ist doch einfach!“

Und während der Diener sich entfernte, fügte Fräulein Yvonne in unsicherem Tone hinzu:

„Du, am Ende haben wir der Kleinen doch geraten, nach Paris zu kommen. Wir waren entzückt darüber, daß sie uns aus der Klemme...“

Frau von Noncerolles zuckte die Achsel:

„Und wenn dem so wäre!“ unterbrach sie unwillig. „Man sagt so was vor sich hin, ganz geläufig, aus Schicklichkeit und Gefälligkeit. Es ist eine Art, zu danken, wie eine andere. Niemand nimmt das wörtlich... Man muß dazu schon aus dem hintersten Dorfe sein...“

Derweil wollte Pascarelle auf der Straße schier verzweifeln. Ueber zwei Stunden ver-

brachte sie damit, mit stieren Augen nach dem Thor zu sehen, das sich immer noch nicht öffnen wollte.

Endlich ging ein Torflügel auf, und der Diener machte ein Zeichen, sie möge kommen.

Jetzt faßte Pascarelle wieder Mut, und überglücklich folgte sie ihm auf dem Fuße. Jetzt mußte all ihr Kummer ein Ende nehmen...

Sie wurde in das kokett gepuzte, von Wohlgerüchen gesättigte Ankleidezimmer der Damen eingelassen. Sie schritt voran mit einem Lächeln auf den Lippen. Aber es erstarrte beim Anblick der gleichgültigen, beinahe kühlen Gesichter der beiden Damen.

„Nun, Kleine?“ fragte Frau von Noncerolles, „was wollen Sie in Paris anfangen?“

„Aber, gnädige Frau“, antwortete kaum vernehmlich Pascarelle, der die Kehle wie zugeschnürt war, „Sie haben mir doch angeraten, hier eine Stelle als Kammerjungfer zu suchen! Sonst hätte ich ja nie daran gedacht...“

„Meinen Sie?“ unterbrach sie die Baronin, als wüßte sie von nichts. „Nun, es ist ja möglich. Ich hatte wohl eine bestimmte Stelle im Sinn damals. Aber Sie hätten von der Gelegenheit profitieren sollen. Es ist schwer, sehr schwer, unter zu kommen. Es gibt mehr Mägde als Plätze. Aber ich will an Sie denken, Kleine...“

„Gewiß, mein Kind“, fügte Fräulein Yvonne bei, mit jener banalen Liebenswürdigkeit, mit der die vornehme Welt den lästigen Besucher abpeist, „wir werden uns der Sache annehmen, Sie dürfen darauf zählen. Ich werde tun, was ich kann...“

„Vielen Dank, Fräulein“, stotterte Pascarelle, durch diese Worte etwas ermutigt.

„Das ist alles, was Sie wünschen, nicht wahr?“ fragte Frau von Noncerolles, was bedeuten sollte, daß sie die Unterhaltung abzukürzen wünschte.

„Ja, gnädige Frau, das ist alles“, stammelte Pascarelle, die sich über diese wenig versteckte Art, ihr die Tür zu weisen, gedemütigt fühlte.

„Gut... Lassen Sie uns Ihre Adresse zurück... Es ist unnötig, daß Sie sich weiter bemühen. Wir werden Ihnen schreiben, wenn sich etwas bietet...“

Und Pascarelle ging, langsam, die Seele in Bitterkeit getränkt. Alle Freude, alle Hoffnung war geflohen, kaum vermochte sie sich vorwärts zu bewegen, so sehr drückte die Last auf sie.

## IV.

Die Tage verstrichen, und jeder brachte eine neue Enttäuschung und größere Trauer. Obwohl ihr der Glauben daran fehlte, hatte Pascarelle sich gezwungen, gegen die Erwartung zu hoffen, zu hoffen trotz alledem. Ueber einen Monat wartete sie auf den Brief, den Frau von Noncerolles ihr versprochen hatte, und jeden Abend sagte sie hartnäckig: „Es wird für morgen sein!“

Aber das „Morgen“ war leider so dunkel und so leer, wie das Heute.

Allmählich zerriß der Schleier vor ihrem Geiste. Und eines Morgens erwachte sie plötzlich mit dem sichern Bewußtsein, daß man sie getäuscht hatte, daß es fertig war, daß sie nicht mehr auf die falschen Versprechungen der leichtsinnigen Welt Damen zählen durfte, die ohne Zweifel schon vergessen hatten, daß in einem Hotel sechsten Ranges eine arme Waise wartete und litt.

Jetzt packte sie die Wirklichkeit mit eiserner Hand. Als Pascarelle am Ende der 5. Woche im Bureau des Gasthofs ihre Rechnung beglichen hatte, konstatierte sie mit einem Erstaunen, das der Angst nahe war, daß es mit der kleinen Habe, die sie von zu Hause mitgebracht hatte, bald fertig war. Das „gute Zimmer“ kostete eben seine 5 Franken pro Tag, und die Mahlzeiten ungefähr das Doppelte.

Wie ein beim Spiel oder bei den Pferderennen mitgenommener Sportsmann, sah sich Pascarelle gezwungen, sich einzuschränken. Mit der Schamröte im Gesicht verlangte sie von der Gerantin ein Zimmer unter dem Dach, und lebte dort kümmerlich, wie die ärmste Pariser Arbeiterin, von Milch und Brot, Sonntags nur kaufte sie sich für einige Sous Wurst.

Als sie gewahr nahm, daß sie nur auf sich selbst zählen konnte, machte sich's Pascarelle zur Pflicht, einen Platz zu suchen, wie sie ihn gewünscht hatte.

Eines Tages, da sie niedergeschlagener war als je, traf sie, wie so oft, wieder ein anderes armes Mädchen auf der mühevollen Wallfahrt zu den Stellenvermittlungsbureaux; sie hatte sie auf Grund ihres anständigen Aeußern und ihres sanften Wesens lieb gewonnen. Als diese nun Pascarelle einlud, sie möge mit ihr in ein Kloster gehen, wo man sich hauptsächlich damit abgab, Mädchen vom Lande zu placieren, nahm sie die Einladung an. In verzweifelter Lage greift man eben zu allem, das eine weniger trübe Aussicht bietet, und zuerst glaubte sie auch, es nicht zu bereuen haben.

In der Tat war sie von der Oberin, die sah, daß sie allein stand, und wert war, daß man sich ihrer annahm, ganz besonders empfohlen worden. Kaum war eine Woche verstrichen, da hatte Pascarelle, obgleich sie weder Zeugnisse hatte, noch Stellen aufweisen konnte, wo sie schon gewesen war, im Hinblick auf ihre Verwendbarkeit als Näherin in einem großen Hause eines reichen Viertels einen Platz als Kammerjungfer gefunden.

Mit überströmender Freude ging sie in die Stelle, denn jetzt mußten sich ihre vaguen Träume, ihre schüchternen Hoffnungen alle verwirklichen.

Der Himmel hatte es anders gewollt. In seiner unendlichen Weisheit hatte er beschlossen, daß die Belehrung vollkommen sein sollte...

Pascarelle hatte bald genug begriffen, daß das verlockende Bild, welches Frau von Noncerolles vom Leben einer Kammerjungfer entworfen hatte, außerordentlich übertrieben war. Als Neuangekommene wurde sie von der ganzen Dienerschaft gemieden, deren Benehmen sie übrigens empörte, und von der Herrschaft mit kühler Zurückhaltung behandelt, da diese den Baum nach den Früchten beurteilen wollte.

Die Familie, deren Dienst sie sich weihete, bestand aus mehreren Damen verschiedenen Alters. Pascarelle fühlte sich namentlich zu der Großmutter hingezogen, eine sehr vornehme Dame, die bei aller Würde und Kälte das Wohlwollen nicht vergaß. Sie verlangte nicht zu viel, und Pascarelle konnte, wenn die Toilette ihrer Herrin zu Ende war, die

ganze Zeit im Wäschezimmer zubringen, ohne daß sie vor der Essenszeit gerufen wurde.

Inmitten der andern Kammerzofen blieb Pascarelle den ganzen Tag allein und traurig. Man beneidete sie wegen ihrer Geschicklichkeit, ihrer Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, und dieses feindliche Gefühl erstarb mehr und mehr unter der Einwirkung eines andern kleinlichen aber sehr weibischen Motivs.

Pascarelle war nämlich sehr hübsch, sie wußte es; sie war zu kokett, sie liebte zu instinktiv, was schön und elegant war, um nicht in ihrer Umgebung aufzufallen. Gleich bei ihrer Ankunft in Paris hatte sie ihren pittoresken Kopfsputz mit einem Hut vertauscht. Und kaum war sie in Stellung, als sie ihrem oornehmen Geschmac die Bügel schließen ließ. Ihr Lohn war ziemlich hoch, und sie wußte, daß sie, wenn sie krank fallen sollte, das Elend nicht zu fürchten hatte, dafür lag ja ihr Gürtchen aus der Sonne, draußen in der Provinz; um so mehr verwendete sie ihren Verdienst zu Toilette und Schmucksachen.

An einem schönen Nachmittag erkünte vom Zimmer der Großmutter her die Glocke so schrill, daß das ganze Haus in Aufregung kam. Man stürzte herbei, und fand die alte Dame in bloßem Schreck vor ihrem Schreibtisch, auf dessen aufgerissene Schublade sie hindeutete:

„Da, da sehet! Man hat mich bestohlen!“

In der Tat ergab eine Prüfung, daß im Geheimfach das Päckchen Banknoten fehlte, die dort aufbewahrt wurden...

Jedes bezeichnete bei sich die Täterin. Niemand sprach davon, aber keines zweifelte daran, daß die Diebin nur die kürzlich eingetretene Kammerjungfer sein konnte, diese Fremde, die durch ihren Luxus alle in Schatten stellte! Jetzt war es ja klar genug, auf welche Art sie zu solchen Kleidern und Schmucksachen kam!...

Pascarelle war so erschrocken, daß sie ihren Sinnen nicht trauen wollte, als die Polizei über ihr bescheidenes Zimmerchen herfiel und darin alles durcheinander warf. So oft ein Schmuck, oder irgend ein elegantes Band zum Vorschein kam, drehte sich der die Aufsicht führende Kommissar nach ihr um, und fragte mit verhaltenem Hohn:

„Haben Sie das da mit Ihrer Löhnung bezahlt?...“

Jetzt erst begann Pascarelle die drückende Last der furchtbaren Wirklichkeit auf ihren schwachen Schultern zu spüren. Der Schein sprach gegen sie...

In Tränen erstickend fiel sie vor der Polizei auf die Kniee, streckte ihre zitternden Arme aus, und schrie in einem Tone der Verzweiflung, der aus tiefster Seele kam:

„Ich habe nicht gestohlen! Mein Gott!... Ich habe nicht gestohlen!“

Der Kommissar tauschte mit seinen Leuten einen ungläubigen Blick aus. Das konnte er, die rührenden Komödien der Angeklagten!...

Indeß, als man im Zimmer Pascarelles von den verschwundenen Banknoten keine Spur entdeckte, mußte sich die Polizei wohl oder übel dazu bequemen, in den von den übrigen Dienerschaften bewohnten Räumlichkeiten nachzusehen, während 2 Agenten die in Tränen zerfließende Pascarelle überwachten... Ein inbrünstiges Gebet stieg zu demjenigen empor, der, obwohl ohne Schuld, als der letzte der Verräter behandelt worden war.

Es lag nicht in der Absicht des Allmächtigen, daß das unvorsichtige Kind den Kelch des Leidens bis zur Reige trank. Ein Teil der abhanden gekommenen Summe wurde bei einem alten Diener entdeckt, der sich des unbegrenzten Vertrauens der Herrschaft erfreute. Er nahm jetzt, zwischen den beiden Polizisten, Pascarelles Platz ein.

Trotz der Linderung, die ihr diese unverhoffte Lösung bringen mochte, war der Schlag zu hart gewesen, als daß er die subtile Gesundheit des Mädchens nicht angegriffen hätte.

Als sie am andern Morgen nicht erschien, drang man in ihr Zimmer ein. Da fand man Pascarelle mit hochgerötetem Gesicht, und unzusammenhängende Worte lassend, auf dem Bett liegen. Sie konnte die Person, die eingetreten war, nicht einmal mehr erkennen.

Ein Arzt aus der Umgegend, der sofort geholt worden war, tat, wie gewöhnlich, recht tief sinnig, und riet auf einen Typhus, wenn es nicht etwa die Röteln waren oder die schwarzen Blattern.

Bei dieser Diagnose gaben die jungen und hübschen Damen lautes Geschrei von sich:

„Was! Typhus! Die Blattern! Das ist ja schrecklich! Das Mädchen muß auf der Stelle ins Spital!“

„Immer noch kein Brief da, mein lieber Justin“, rief der Landbriefträger Pascarelles Vetter zu, der ihn, wie so oft schon, am Eingang des Dorfes erwartet hatte.

„Was? keinen Brief! Nichts? Sie muß krank sein!“ sagte Justin bestürzt. „Ganz gewiß ist sie krank, vielleicht gestorben.. Ich muß das wissen. So kann's nicht bleiben!“

Halb verrückt vor Angst war er nach Hause gelaufen, wo alles von ihr erzählte, von der Lieben in der Fremde, die während eines langen Monats nun nichts mehr hören ließ, und doch vorher so regelmäßig schrieb.

Justin war bald reisefertig. Noch am nämlichen Abend zog er seine schönste Blouse an, setzte die neue Mütze auf, und nahm, ohne auf's Geld zu sehen, den Schnellzug nach Paris, wo er andern Tags ankam.

Er eilte zum Hause, wo Pascarelle nach ihren früheren Briefen in Dienst sein sollte, und erfuhr — welch ein Schreck! — daß sein Väschen im Spital lag.

Im Spital! Justin wußte nicht, wie er dahin kam. Seine Gedanken waren still gestanden, bis er in einem weißen, nicht behaglich anmutenden Bett ein schmales, abgemagertes Gesicht gewahrte, das ihm zulächelte...

Bierzehn Tage später, kaum genesen vom Typhus, an welchem sie tödtlich erkrankt war, reiste Pascarelle in Begleitung von Justin ab, um in der heimathlichen Luft eine vollständige Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu erlangen. Jetzt ging sie mit Zuversicht dem früher verkannten bescheidenen Glücke entgegen. Jetzt hatte sie nur noch einen Wunsch in der Seele, nur ein Begehren im Herzen: In Frieden zu leben in dem gesegneten Winkel, den Gott jedermann gibt, damit er drin glücklich sei in der Erfüllung dessen, was aller Menschen Pflicht ist auf Erden.

Jean de Monthéas.

## Die Rettung.

Aus dem Englischen von Chr. Erbe.

Robert Bruce, von einer schottischen Familie desselben Namens abstammend, wurde in ärmlichen Umständen im Ausgang des 18. Jahrhunderts zu Forbey im Süden von England geboren und wuchs zu einem Seefahrer heran. Im Jahre 1823, als er ungefähr 30 Jahre alt war, war er erster Steuermann auf einer Bark, welche zwischen Liverpool und St. Johns handelte.

Auf einer ihrer Fahrten, welche westlich ging, waren sie ungefähr 5 bis 6 Wochen auf der See und da sie sich dem östlichen Teil der Neufundland-Bänke genähert hatten, so waren der Kapitän und der erste Steuermann auf dem Deck, um die Beobachtung der Sonne behufs Feststellung des Meridians vorzunehmen. Nachdem dies geschehen, gingen beide in die Kajüte, um ihre Arbeit zu berechnen; die Kajüte war gerade unter dem Stern des Schiffes, jeder der beiden hatte ein Zimmer, jedoch konnte man von einem in das andere sehen. Der Steuermann, in seine Rechnung vertieft, welche nicht ausfiel, wie er vermutete, hatte keine Acht auf des Kapitäns Bewegung. Als er zu Ende war, rief er aus, ohne sich umzudrehen: Ich habe die Länge und Breite gerade so und so; kann es recht sein? wie steht ihre Berechnung? Keine Antwort erhaltend, wiederholte er seine Frage. Wieder keine Antwort. Vermutend der Kapitän schreibe auf seiner Tafel, blickte er hinüber. Die Gestalt, welche er für die des Kapitäns gehalten hatte, erhob den Kopf und zeigte dem erstaunten Steuermann das Gesicht eines ihm völlig Fremden.

Bruce war kein Feigling, aber als er diesen festen Blick mit Grabesstille auf sich heften sah, den er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, das war zu viel für ihn, und anstatt den Eindringling anzureden, sprang er rasch auf's Deck in solcher Hast und Aufregung, daß er unverzüglich des Kapitäns Aufmerksamkeit erregte.

Nun Mr. Bruce, sprach der Kapitän, was in der Welt ist denn das mit Ihnen?  
Wer ist an Ihrem Post?  
Niemand, daß ich weiß!

Aber es ist doch ein Fremder dort!

Ein Fremder!

Sie müssen träumen, Sie werden den zweiten Steuermann gesehen haben. Wer sollte es sonst wagen ohne Erlaubnis hinunter zu gehen?

Aber er saß in Ihrem Lehnstuhl, auf Ihrer Tafel schreibend, er sah mir voll ins Gesicht und so wahr mir Gott helfe, ich habe einen Mann gesehen, den ich nie zuvor in meinem Leben gesehen!

Gehen Sie hinunter und sehen Sie wer es ist. Bruce weigerte sich.

Ich habe nie an Geister geglaubt — aber ehrlich herausgesagt, ich getraue mich nicht, allein hinabzugehen; bitte gehen Sie mit.

Der Kapitän ging nach der Treppe und der Steuermann folgte ihm. Niemand war in der Kajüte, nicht eine Seele war zu finden. Nun Bruce, sagte ich Ihnen nicht, daß Sie geträumt haben? — Das läßt sich leicht sagen aber wenn ich keinen Mann auf ihrer Tafel schreibend gesehen habe, so will ich mein Haus und Weib nicht wiedersehen.

Nun wenn Sie das gesehen haben, so muß etwas darauf stehen! und die Tafel nehmend sah er wirklich etwas darauf geschrieben. Haben Sie das geschrieben, Steuermann?

Nein, war die Antwort und die Tafel ergreifend las er: Steure nordwestlich!

Haben Sie mich zum Narren? sagte der Kapitän in festem Tone. Auf mein Wort als Seemann, erwiederte Bruce, ich weiß so wenig von dieser Geschichte wie Sie. Ich habe Ihnen die volle Wahrheit gesagt.

Der Kapitän setzte sich an sein Pult, in tiefen Gedanken und die Tafel plötzlich umdrehend, sagte er zu Bruce: Schreiben Sie: Steure nordwestlich! Der Steuermann tat es und der Kapitän, nachdem er beide Handschriften genau geprüft hatte, sagte: Gehen Sie und rufen Sie den zweiten Steuermann! Dieser kam und auf des Kapitäns Erjuchen schrieb er dieselben Worte. So kamen alle, bis auf den Schiffsjungen, aber keine Handschrift gleich der geheimnisvollen auf der Tafel.

Als sich die Mannschaft zurückgezogen hatte, dachte der Kapitän: Sollte sich irgend Jemand versteckt haben? Endlich sagte er: das Schiff muß untersucht werden, rufen Sie alle Mann auf's Deck. Alle Winkel und Ecken wurden

ausgesucht, aber keine lebendige Seele konnte gefunden werden außer der Mannschaft. Nach der fruchtlosen Untersuchung zur Kajüte zurückkehrend, sagte der Kapitän zu Bruce: Was zum Teufel denken sie von dieser Geschichte.

Ich kann mir gar nichts denken, aber es muß doch etwas dahinter sein! Ich denke auch wir haben den Wind frei, ich möchte den Cours ändern und sehen, was daraus wird!

Das würde ich auch, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, da doch nur einige Stunden verloren gehen!

Nun gut gehen sie aufs Deck und richten Sie den Cours nordwestlich!

Dem Befehl wurde rasch Folge geleistet. Ungefähr um 3 Uhr meldete der Matrose im Mastkorbe einen Eisberg gerade vor dem Schiff und kurz darauf entdeckte man ein Schiff dicht daran. Als die Barke näher kam sah der Kapitän durch sein Fernglas, daß es ein entmastetes Schiff war, welches in den Eisberg gefroren war, mit vielen Menschen an Bord. Als sie nahe genug waren, schickte der Kapitän ein Bot hinüber. Die Leute an Bord des festgefrorenen Schiffes hatten schon alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben und man kann sich daher ihre Freude denken, als sie ein Schiff zu ihrer Befreiung herannahen sahen. Als ein Mann, welcher im dritten Boot herübergebracht worden war, das Schiff entlang ging, fiel zufällig des Steuermanns Blick auf ihn. Der Steuermann prallte erschrocken zurück; es war der nämliche Mann, welchen er drei Stunden zuvor an des Kapitäns Pult gesehen hatte. Anfangs zweifelte er doch noch, aber je mehr er ihn ansah, um so gewisser wurde er seiner Sache.

Sobald die Geretteten sich etwas erholt und erquickt hatten, nahm Bruce den Kapitän bei Seite: Es sieht nicht aus, als ob Das, was ich heute gesehen habe, ein Geist wäre, der Mann lebt!

Was meinen Sie, wer lebt?

Nun, einer von den Passagieren, welche wir heute gerettet haben, ist derselbe, welcher auf ihrer Tafel schrieb; ich kann es vor Gericht beschwören. Auf mein Wort sprach der Kapitän das wird immer seltsamer, lassen Sie uns gehen und ihn sprechen.

Sie fanden den geheimnisvollen Mann im

Gespräch mit dem Kapitän des geretteten Schiffes. Beide gaben in den wärmsten Ausdrücken ihre Dankbarkeit zu erkennen, daß man sie von einem langsamen Hungertode gerettet habe. Der Kapitän erwiderte, daß er getan habe, was jeder Andere getan haben würde, und daß ein Gleiches sie für ihn tun würden, wenn er je in eine solche Lage kommen sollte. Er ersuchte sie, mit in seine Kajüte zu treten. Dann sich zu dem Passagier wendend sagte er: Ich hoffe, mein Herr, Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich Sie bitte, hier ein paar Worte auf diese Tafel zu schreiben. Der Kapitän reichte ihm die Tafel mit der unbeschriebenen Seite oben. Ich will Alles tun, was Sie wünschen, erwiderte der Passagier, aber was soll ich schreiben? Nur ein paar Worte, etwa: Steure nordwestlich! Der Passagier schrieb es lächelnd nieder. Der Kapitän nahm die Tafel und betrachtete die Schrift genau, dann ging er bei Seite, wandte die Tafel um und gab sie dem Fremden mit den Worten zurück: Sie sagen, daß dieses Ihre Handschrift ist? Ich brauche das nicht, denn Sie sehen es selbst!

Die Tafel wieder umwendend, sagte der Kapitän: Und dieses? Der Passagier sah bald auf das eine, bald auf das andere Schreiben; er wußte nicht, was er denken sollte, endlich sagte er: Was soll das bedeuten? Ich habe doch blos eins geschrieben, wer schreibt das andere?

Das ist mehr als ich sagen kann; mein Steuermann sagt, Sie hätten es an diesem Pulte heute Mittag geschrieben! Der Passagier und Kapitän des Wracks wechselten Blicke des Erstaunens und Einverständnisses und der Letztere sagte zum Passagier: Träumten Sie, daß Sie auf der Tafel schrieben?

Nein, nicht daß ich mich entsinne!

Sie sprechen von Träumen, sagte der Kapitän der Barke.

Kapitän, erwiderte der andere, die ganze Geschichte ist höchst seltsam und geheimnißvoll. Ich wollte hernach ohnehin zu Ihnen sprechen, sobald wir uns etwas erholt hätten. Dieser Herr, sehr erschöpft, fiel in einen tiefen Schlaf, oder eine Art von Ohnmacht, kurz vor Mittag; nach einer Stunde oder

länger, erwachte er und sagte zu mir: Kapitän, wir werden heute gerettet!

Als ich ihn fragte, wie er das wissen könnte, sagte er, daß er geträumt habe; er sei auf einer Barke gewesen, welche zu unserer Rettung herbei käme; er beschrieb ganz genau das Aussehen derselben, und zu unser aller Erstaunen, erkannten wir in ihrem Schiffe das welches er beschrieben hatte.

Es ist kein Zweifel, daß das Schreiben, rühre es woher es wolle, uns gerettet hat.

Sie sagten, Sie hätten nicht geträumt, daß Sie auf der Tafel geschrieben hätten? sagte der Kapitän zum Passagier gewendet. Nein, mein Herr, ich entsinne mich nicht; ich weiß nur, daß die Barke, welche ich im Traume sah, zu unserer Rettung käme, aber wie ich dazu kam, weiß ich nicht; auch noch etwas anderes befremdet mich, nämlich, daß mir Alles auf diesem Schiffe bekannt vorkommt, und ich bin doch gewiß, daß ich niemals zuvor auf diesem Schiffe war; es kommt mir alle wie eine Erinnerung an schon Gesehenes vor. Was hat ihr Steuermann denn gesehen? — Der Kapitän erzählte ihm, was wir schon wissen.

### Nisi, der Dach's.

(Mit einer großen Abbildung.)

Zur Zeit des im Volksmund unvergeßlichen „Pandurenlärms“, d. h. um die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, erhob sich am Fuße der ersten felsigen Abprünge des Hochfelds, mitten in der steinigsten Bärenfurt, etwa 2 Wegstunden oberhalb von Roth, ganz vereinsamt die Käserei zum Heidenhof. Sie war bewohnt von den Bridoux, einer ehrbaren Familie. Der Vater, einer der Dorfsältesten, galt als ein geschickter Käser und als ein kluger Geschäftsmann. Seine Ehehälfte, die Mutter Sarah, eine der würdigsten Frauen weit und breit, hatte etwas „Haar an den Zähnen“, und schwang das Zepter im Hause. Ihre Hausfrauenkänste hatten ihr einen weiten Ruf verschafft; sie gewannen Gestalt in schmachtigen Käsen bei den Mahlzeiten aller Adelligen, Geistlichen und reichen Bürger in der Runde, bis nach Molsheim, Oberehnheim,

Schleifstadt, ja, sogar bis zu Sr. Excellenz, dem königlichen Prätor zu Straßburg.

Die Liebe des Ehepaars Bridoux konzentrierte sich auf dem Haupte ihres einzigen Kindes, der 16 jährigen Salome, die der poetisch veranlagte Pfarrer von Roth „die Lilie der Heide“ zu nennen pflegte.

Zwei Personen im Dorfe, obgleich sehr verschieden von einander, hatten ein Auge auf Salome geworfen. Tony nannte sich der eine, der Sohn der Witwe Hans, der Schwester der Ehefrau Bridoux. Er wohnte mit seiner Mutter auf dem Zehntenhof, einem alleinstehenden Bauerngut oberhalb Nagweiler. Es war ein rechtschaffener junger Mann, ebenso tüchtig als hübsch; die Neigung zu seiner Cousine war ganz von selber in dem Maße erstarkt, als er an Jahren zugenommen hatte.

Der andere bildete hierzu den kräftesten Kontrast, denn er war arm in jeder Hinsicht. Auf einem zu kurz geratenen Oberkörper saß ein mächtiger Schädel, dicht bewachsen mit rotem Borstenhaar. An langen knotigen Armen hingen übergroße Hände. Dieses Gestell wurde durch zwei kurze krumme Beine so gut als möglich bewegt. Das Ganze sah aus wie eine fürchtbare Verirrung der Natur. Aber dieser Krüppel besaß die Kraft eines Gorillas und die Schüchternheit eines Kindes. Er hätte mit seinen Armen einen Tiger erstickt; indeffen war er sich seiner Kraft nicht bewußt, und schickte sich stets drein, wenn die andern ihn zur Zielscheibe ihres Spottes oder ihrer Brutalität nahmen.

Er hatte eine kurze aber traurige Geschichte. Als neugeborenes Kind wurde er einst am Fische von St. Niklaus auf einer Türschwelle gefunden, durch barmherzige Leute von Roth aufgezogen und dann zum Kolporteur gemacht. So wanderte er über Berg und Thal, durch Dörfer und Flecken, und zu den Meiereien im Gebirge, den Hausfrauen überall seinen Kram anbietend. Der Pfarrer hatte ihn „Nik“ getauft, die Bewohner gaben ihm den Uebnamen „der Dachs“. Man hätte ihn gerade nicht für alt gehalten, und doch trug er seit 30 Jahren den Rückfort. In ihm lebte für die „Lilie der Heide“ eine zarte Neigung. Das war so zugegangen:

Eines Tages, als Nik zufällig über die Ebene ging, wurde er mitten auf die Stirn von einem Stein getroffen, den Hirtenkneben, die sich im Spiel mit der Schleuder übten, herabgeworfen hatten. Nur der übermäßigen Dicke des Stirnknochens verdankte dieser neue Goliath seine Rettung. Doch war er ohnmächtig auf den grünen Teppich gesunken, den sein Blut rötete, während seine Hentler die Flucht nahmen.

Salome kam gerade vorbei mit ihrer Herde. Sie bemerkte den Verunglückten und nahm sich seiner an, wie der Samariter im Evangelium. Sie rief ihn zum Bewußtsein, verband ihn geschickt, und half ihm den Heidenhof zu erreichen, wo er unter der Pflege der Familie Bridoux wieder genaß. Daher kam es, daß dieser arme Mensch Salome verehrte gleich einem Engel des Himmels.

An einem schönen Junimorgen führte Salome ihre Herde in einer Richtung auf die dustende Weide. Von einem der höchsten Steinblöcke, welche das Gestrüpp überragten, sah sie in die Ferne dem Walde zu, dessen Silhouette sich bläulich am Horizont abzeichnete. Es war die Zeit, wo Tony kommen sollte. Endlich bemerkte sie am Waldesrand eine menschliche Gestalt. Aber es war leider nicht Tony! Ein Freund war es immerhin, nämlich Nik. Salome fand kaum Zeit, bei diesem Anblick ihrer Enttäuschung nachzuhängen, denn Nik benahm sich heute sehr sonderbar. Er lief schnell einher und machte Zeichen in die Luft mit seinen langen Armen, die niemand verstand.

„Was ist denn los, lieber Nik? Du bist ja ganz erhitzt!“

„Ach, meine liebe kleine Fee, sie haben ihn mitgenommen, die Galgenstricke, sie haben ihn fortgeschleift!“

Das weinte Nik mehr als er sagte.

„Aber von wem sprichst du denn? Du machst mir ja eine Todesangst!“

„Tony haben sie mitgenommen, diese Unmenschen, diese Panduren der Hölle!“

Nik kam nicht weiter, er war atemlos und schwieg eine Weile, während Salome auf die Kniee fiel, das Gesicht in die Hände barg und bitterlich weinte.

Endlich hatte sich Nik ermannt, und er begann zu erzählen:

„Ich war schon in der Frühe mit meinem Kasten auf dem Pfad beim Johanneskreuz, einige 20 Schritte vom Haus der Mutter Hans entfernt, als ich einer Bande betrunkenen Panduren und Kroaten begegnete. Die Kerle haben mich über den Haufen gerannt, geschlagen und meinen Kram auf der Erde zerstreut oder mitgenommen. Dann sind sie ins Haus gegangen, ich verstand soviel, daß sie auf deutsch Wein und Schnaps verlangten, dann hörte ich, wie die Mutter Hans dreinredete, und wie sie fluchten und schrieten. Tony spaltete gerade Holz im Garten. Mit der Axt in der Hand lief er hinzu. Dann vernahm ich ein wahres Geheul, und hörte, wie man sich schlug auf Leben und Tod. Trotz meiner Angst schlich ich mich ans Haus, und sah, wie ein Kroat die über und über mit Blut bedeckte Frau an den Haaren schleifte. Aber im selben Augenblick sprang Tony herbei, und spaltete dem Soldaten den Schädel mit einem Artzieß. Als ich vom Fenster wegging, wurde die Türe wieder mit Geräusch aufgeschlagen, und die Bande stürzte heraus, brüllend wie böse Geister. Sie zerrten Tony mit sich, der die Hände gefesselt und das Gesicht mit Blut bedeckt hatte. Sie schlugen ihm die Flintensolben in den Rücken, daß man kaum mehr zusehen konnte; er aber rief ihnen „Räuber“ und „Mörder“ zu. Sie lachten und fluchten, es war schrecklich! Ich hielt mich hinter einer Weide am Bach versteckt, und betrat dann das Haus, als ich sie aus den Augen verloren hatte. Ich habe mich mein Leben lang nie so sehr gefürchtet: Hinter der Türe lag auf dem Rücken ein mächtiger Kroat mit gespaltenem Schädel und stieren Augen. In der Küche fand ich die arme Alte auf dem Gesicht liegend mit ausgebreiteten Händen, und die weißen Haare ganz mit Blut bedeckt, ohne ein Lebenszeichen. Ich trug sie aufs Bett, wusch ihr das Gesicht, und jetzt schlug sie die Augen auf, und sah mich so seltsam an, daß man glauben konnte, sie sei schon in der andern Welt gewesen.

„Was haben sie mit meinem Tony gemacht? Sie haben mir den Gnadenstoß gegeben, diese Barbaren. Mein Gott, erbarme dich meines Sohnes!“

Weiter sprach sie kein Wort mehr. Die Brust hob sich, roter Speichel trat ihr in die Mundwinkel — und die alte Mutter Hans hatte diese Welt verlassen. Jetzt rannte ich fort, um's euch zu sagen!“

So schnell sie konnten, liefen die beiden nach dem Heidenhof.

Salome's Eltern ahnten schon ein Unglück, als sie diese Gesichter von weitem sahen, aber die Wirklichkeit war noch schlimmer.

Die Mutter war die erste die das bange Schweigen brach:

„Zuvorderst müssen wir meine Schwester christlich begraben. Nik kann nach Roth laufen, um zu erfahren, was mit Tony geschehen ist. Salome geht die Herde holen und schließt sich hier mit ihr ein. Du machst niemand auf! Wenn aber Gefahr in Verzug ist, gehst du durch das Hintertürchen in den Wald, und flüchtest dich in die Feengrotte, wo dich niemand suchen wird. Du brauchst keine Angst zu haben, wenn wir abends nicht daheim sind, wir müssen die Tante begraben, ohne daß wir die Nordbrenner auf den Hals bekommen. Uebrigens wird Nik vor dem Einbruch der Nacht wieder da sein!“

Bald waren die Eltern im Walde verschwunden, und nach ihnen, als die Herde im Stalle war, auch Nik. Salome blieb allein.

## II.

Die ganze Zeit verbrachte Salome am obersten Fenster, in die Ferne spähend, wo jetzt alle waren, die sie lieb hatte, der Bräutigam, Vater und Mutter, die sich zu ihm in Gefahr begaben, und Nik, der ihr so ergeben war... Mit Schaudern dachte sie auch an das furchtbare Ende der Tante, und ein wehes Gefühl der Verlassenheit bemächtigte sich ihrer Seele.

Die Nacht war schrecklich lang; aber der Morgen kam, ohne Eltern, ohne Nik. Schließlich nahm Salome einen Korb mit Mundvorrat an den Arm, und machte sich auf den Weg, den Eltern entgegen. Schon hatte sie den Wald hinter sich, da gewahrte sie auf der Weide einen Trupp Soldaten vom österreichischen Heer, die hier lagerten. Ihrer zehn Kroaten waren um das Feuer herum mit der Bereitung des Frühstücks beschäftigt. Salome

wollte vor Schrecken umkehren. Aber gerade dadurch erregte sie die Aufmerksamkeit der Soldateska. Einer derselben lief ihr nach, und Salome, Korb und Holzschuhe zurücklassend, eilte auf den Flügeln der Angst davon. Doch der Kroat, ein hochaufgeschossener Kerl, ist kräftiger als Salome, er verfolgt sie und holt sie ein. Vergebens sucht sie sich zu verteidigen. Der Kroat braucht rohe Gewalt, als er so unerwarteten Widerstand findet; er schlägt dem Opfer ins Gesicht und schleppt es auf die Wiese. Einer Ohnmacht nahe, schreit Salome mit der letzten Kraft, die sie noch besitzt, um Hilfe...

Was war das? Plötzlich läßt die Klammer nach, die sie um die Hüfte hielt, Salome wankt und fällt zu Boden. Aber was ist mit dem Kroaten geschehen? Ueber den ist unversehens ein Stärkerer gekommen. Wie ein Polyp mit eisernen Armen, hat sich der sonst so schwache, unscheinbare Nil, dem der Anblick einer solchen Ungeheuerlichkeit übermenschliche Kraft gegeben, auf den Wüßling geworfen. Die Knochen knackten, der Kopf des Soldaten sank mit einer letzten Zuckung auf die Brust herab, die eisernen Klammern öffneten sich, und am Boden lag ein toter Kroat, von dem das Fleisch in Fetzen hing.

Aber damit war das Werk nicht vollendet: Nil packte den Körper, trug ihn zu der höchsten Stelle des Felsenhügels, wo der Kampf stattfand, hinauf, und warf ihn von dort in den Abgrund hinab, wo ihn keiner mehr suchen kam.

Salome war angesichts dieses furchtbaren Ringens ohnmächtig geworden. Nil, der keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit verlor, nahm seine Königin mit aller Sorgfalt in den Arm, und eilte mit der süßen Last dem elterlichen Hause zu.

Unter einer so zarten Pflege, wie sie keine Mutter ihrem Kinde hätte besser geben können, kam Salome bald wieder zum Bewußtsein. Aber sie brach auch zugleich in Schluchzen aus in Erinnerung an das Schreckliche, dessen Zeugin sie gewesen; doch vergaß sie auch nicht, ihrem edlen Retter in zärtlichen Worten zu danken.

„Wir haben keine Zeit, liebes Kind,“ erflüßte Nil, der nie den Kopf verlor, „sobald die Kroaten in Sicht sind, müssen wir fliehen.

Helfet mir, einigen Vorrat in meinen Rückford packen, ein wenig Getüch dazu wegen der Kälte bei Nacht, aber nur schnell, damit wir, wie die Gefahr kommt, mit einem Sprung zum Loch draußen sind.“

Oben auf den Korb legte der Kolporteur eine mächtige Holzart, die in seiner Hand eine ebenso furchtbare Waffe sein mußte, wie bei Samson der Eselskinnbaken.

Zunächst nahmen sie etwas Nahrung zu sich, denn Nil hatte einen ordentlichen Hunger bekommen, und fütterten die unruhige Herde; dann stellten sie sich ans Fenster und ließen den Blick auf die Heide schweifen, die sich vor ihnen ausbreitete.

Ohne das Auge von seiner Aufgabe abzulenken, fand Nil Zeit, seiner Herrin zu erzählen, was er in Noth erfahren hatte.

Als er ihr aber sagte, er habe Tony gesehen, kreuzte sie die Hände über der Brust, wie um das Herzklopfen zu verbergen.

„Ich fand den Flecken ganz von Oesterreichern besetzt. Sie machten Witze über meine unfröhmliche Gestalt und rannten mich auch an. Aber ich erwiderte nicht, denn bei einer Schlägerei hätte ich ja von Tony nichts erfahren. In diesem Moment schickte mir der liebe Gott Samuel auf den Weg, den Flurwärter der Fürsten von Salm. Er ist ein guter Kerl, der sich dankbar erinnert, daß ich seiner Mutter einmal einen guten Dienst geleistet habe. Der erzählte mir, daß Tony im Kerker saß und wegen der erschlagenen Kroaten gerichtet werden sollte. Die Panduren hatten ihn einfach aufknüpfen wollen, aber es kam ein deutscher Offizier dazu, der nach dem Grund fragte. Und da die Panduren nun die eine Lesart gaben, Tony aber die andere, indem er sie selber des Mordes anklagte, entschied der Offizier, man möge den Gefangenen in Haft behalten und vor Gericht führen... Es war bald Nacht, als ich mit Samuel zum Gefängnis kam. Während die Soldaten sich mit der Bürgerschaft herumstritten wegen der Fleischlieferung, konnte ich mich unbemerkt an das Fenster heranschleichen. Auf einem umgestürzten Schubkaren stehend, rief ich leise Tonys Name. Er erkannte meine Stimme sofort, und fragte mich alsobald nach dem Schicksal seiner Mutter und nach euch. Ich



K. VON F. A. STRASSBURG

Der Offizier entschied, man möge den Gefangenen in Haft behalten und vor Gericht führen ...

theilte ihm rasch das Nötigste mit, denn es war in dieser Nacht nichts zu machen, und lief dann zurück, fand aber das Haus der Tante leer. Das Weitere wißt Ihr!"

Als der Kolporteur zu Ende war, konnte Salome nicht mehr an sich halten. Sie ergriff seine ungeschlochten dicken Hände, indem sie sagte:

„Wöge der Herr dich segnen für alles Gute, was du mir getan! Ich habe dich gern, Nik, weil du ein so edles Herz hast!"

„Der Himmel hat mich schon belohnt, liebes Kind, da er Euch gerettet hat!" antwortete der Dachs gerührt.

Noch geraume Zeit verharrten sie in Sinnen und Schweigen. Schon stand die Sonne tief, und ein Kupferschein ging an den Tannen herab auf den Ginsten der Heide, da rief Nik plötzlich: „Jetzt kommen sie, wir müssen uns eilen!" Zugleich sah auch Salome am Waldessaum einen Trupp Kroaten, die nach dem großen Heidenhof zeigten, auf den sie wohl zusteuern wollten. Nik nahm den Rückförs und folgte Salome, die den von der Mutter gezeigten Weg ins Freie nahm. Erst als sie, von den Bäumen verdeckt, etwa 300 Schritte vom Hof weg waren, machten die beiden Flüchtlinge Halt, und sahen sich nach den Kroaten um.

Diese ratschlugten vor dem Haus, dessen Zugänge sie verriegelt fanden. Dann polterten sie gegen Tür und Fenster, machten einmal die Runde um das Haus, endlich schlug der eine mit dem Säbel einen Laden ein, und stieg durchs Fenster in die Wohnung. Bald darauf konnten die Flüchtlinge die Soldateska um ein großes Feuer vor dem Hause versammelt sehen, wo sie nach der Art der alten Völker ein Fiskein am Spieß brieten. Jetzt wußten sie genug, die Kroaten waren Herren des Hofes.

Traurig setzten sie ihren Weg fort in der Richtung der Feenhöhle. Nachdem sie eine Stunde im Dunkel marschiert, gelangten sie an einen großen mit Felsstücken überschütteten Platz, zwischen denen allerlei Gestrüpp emporschoss. In der Mitte dieses Steinmeeres, das von einem in grauer Vorzeit gescheneen Berggattsch herrührte, befand sich, von Gebüsch dicht ver wachsen, der Eingang zu einer natürlichen

Höhle, die mehreren Familien Unterschlupf gewähren konnte. Steher hatten auch während des Armagnakenschreckens und während der Religionskriege die Flüchtlinge ihre Schritte gewandt. Aber auch jetzt war Niks Mission nicht zu Ende. Salome war zwar in Sicherheit; aber noch galt es, Tony zu retten. Traurigen Herzens ließ er die Herrin allein; in der Dunkelheit konnte sie die zwei dicken Tränen nicht sehen, die über die Backen ihres treuen Dieners tropften.

### III.

Des Mondes Silberscheibe stieg in die Höhe, als Nik in die Gegend des Heidenhofes kam. Begierig, zu wissen, was drin vorging, schlich sich Nik ans Haus heran. In der Küche brannte Licht. Man hörte laut reden, aber in einer Sprache, die Nik nicht verstehen konnte. Vor dem Hause stand ein Soldat Wache; er sah, auf sein Gewehr geküßt, der Mondescheibe zu, die höher und höher stieg. Die Wache summt vor sich hin, ein Lied von der fernern Puzita, wohl ein Liebeslied in Erinnerung an ein Liebchen, das dahel im geliebten war. Vielleicht träumte der fremde Mann auch von dem Tod, dem er ins Auge gesehen. In der Tat war er nahe dabei. Denn in Nik blitzte ein seltsamer Gedanke auf; aber er drängte ihn zurück: es hatte schon Lote genug gegeben, und ohne Not wollte er nicht morden. Er verschwand alsbald im Dunkel des Waldes.

Im fahlen Mondeschein sah er dann die ersten Häuser des Fleckens Roth schimmern. Er schlug eine enge Gasse ein, und wachte vor einem niedern Häuschen Halt, durch dessen Ritzen Lichtschein herausfiel. Nik gab ein leises Zeichen, und sofort wurde die Türe ein wenig geöffnet, um den Ankömmling einzulassen.

„Aber leise!" gebot der Bewohner des Häuschens, der Plurwörter Samuel, „denn meine Mutter schläft da oben. Ich hab' dir viel zu sagen, und nichts Gutes! Tony ist verurteilt, gerade der Kirche gegenüber erhebt sich schon der Galgen. Wenn wir ihn, bis der Tag graut, nicht freibekommen, baumelt er in der Frühe. Und noch Schrecklicheres hab' ich dir zu sagen: die Banduren haben das Ehepaar Bridoux erschossen!"

Bei dieser Nachricht wäre Nik beinahe vom

Stuhl gefallen. „Arme, kleine Salome, weich neuer Schmerz für dich!" sagte er nach einer Weile, worauf Samuel in seiner Erzählung fortfuhr:

„Gestern begleitete ich einen höheren Offizier mit einer Patrouille Kroaten zum Hofe der Mutter Hans; man wollte die Leiche des von Tony erschlagenen Banduren holen, und eine Untersuchung einleiten. Kaum waren wir vor das Haus gekommen, da stürzten sich die Kroaten hinein, und alsbald hörten wir Geschrei, Verwünschungen und Flintenschüsse. Als der Offizier und ich dazu kamen, bot sich uns ein Schauspiel dar, das ich zeitlebens nicht mehr vergessen werde. Bei einem geöffneten Grabe lag Vater Bridoux leblos auf dem Boden mit zwei Löchern im Kopf, aus denen das Blut herausfloß, daneben eine Haue, mit der er anscheinend gearbeitet hatte. Die Kroaten, brutale Kerle, wie du weißt, hatten geglaubt, der Alte wolle den Körper ihres Kameraden verstecken, weil er mitschuldig war. Der Offizier wandte sich in deutscher Sprache an eine Art von Korporal, der die Patrouille befehligte. Im Garten war ein anderes Grab, noch ganz frisch. Der Offizier ließ dieses öffnen, und es kam die Leiche der Mutter Hans zum Vorschein.

„Was ist denn das?" fragte mich der Offizier.

„Es ist der Leichnam der Mutter desjenigen, den ihr zum Tode verurteilt habt; die Kroaten haben sie erschlagen," erwiderte ich.

In demselben Augenblick schlug mir der Korporal derart in die Lenden mit seinem Stock, daß mir der Atem ausging, und ich zu Boden stürzte. Der Offizier ließ mich aufheben, und gab dem Korporal einen Verweis. Sie begruben dann ihren Kameraden, ich mußte sie ein Stück Wegs noch begleiten, und als ich zurück kam, und den toten Vater Bridoux ans Bett getragen hatte, suchte ich nach seiner Frau. In diesem Augenblick erhob sich an meiner Seite ein Schatten: es war Mutter Bridoux. Aber ihr Gesicht war bleich wie der Tod, ihre Augen stierten mich gespensterhaft an; und über die hohlen Wangen fiel ein vom Schrecken gebleichtes Haar. Sie trat ans Bett heran vor die Leiche ihres Mannes, und sagte mit erhobener Stimme:

„Ruhe sanft, mein lieber Mann, Ruhe im

Herrn! ich werde dir bald nachfolgen. Du bist gefallen in Erfüllung des Wertes des hl. Tobias. Der Himmlische wird die Hender strafen und sich der Waise erbarmen!" Dann fiel sie mir in die Arme, ich wollte zu ihr sprechen, aber sie gab keine Antwort mehr, sie war tot; auch sie hatte eine Kugel durchbohrt."

### IV.

Der Kolporteur und Samuel verließen dann das Haus, und schlichen sich der Gartenmauer entlang, auf jedes Geräusch merkend, und mit ihren Augen das Dunkel der Nacht durchbohrend. Alles schlief in Roth, man hörte nur den Appell der Wachen, die sich ablösten, oder den rhythmischen Schritt einer Patrouille. So gelangten die beiden zu dem Kerker vor dem Laufbrunnen. Das verabredete Signal lockte Tony ans Fenster. „Achtung, halte dich bereit!" Nik sprang auf den Schuldarren, der noch dort stehen geblieben war, ergriff die Stäbe des Gitters, und riß sie auseinander, als wären es Bleistangen gewesen. Die Oeffnung wäre schon groß genug gewesen, um einen Menschen hindurch zu lassen. Aber da ertönte Samuels Alarmsignal. Beiden legten sich im Schatten des Gebäudes auf den Boden. Sie sahen einen Sergeanten, der mit einer Fackel in der Hand auf den Kerker zuschritt. Er trug einen Schlüsselbund am Gürtel, und war gefolgt von zwei Soldaten. Er öffnete die Kerkertüre, vergewisserte sich, daß der Gefangene noch zur Stelle war, stellte dann einen Wasserkrug auf die im Raum befindliche Bank, schloß die Türe wieder ab, hängte den Schlüsselbund ein, und entließ die Soldaten.

Der Sergeant pfiß ein Soldatenlied vor sich hin und schritt auf das Wirtshaus zu, das dem Gefängnis gegenüber lag, und, wie der Lärm und das Licht zeigten, noch mit späten Gästen gefüllt war. Nichtsahnend gewahrt er den Schatten nicht, der sich, wie zwei große Krallen, auf dem Wege zeigt. Aber er hat dazu auch keine Zeit, denn schon fällt ihm die Leuchte aus der Hand, die Schlüssel werden ihm entziffen, umsonst schlägt er mit den Händen um sich, er trifft nur ins Leere, während eine übernatürliche Kraft ihn nach hinten reißt und wie ein Schraubstock zusammenpreßt, so daß ihm der Atem ausgeht und

er nicht mehr einen Laut von sich geben kann. Im Nu ist er, den Kopf bei den Füßen, zusammengedrückt, und ehe er weiß, wie ihm geschah, liegt er auch schon am Boden im Kerker, und die Tür schlägt hinter ihm ins Schloß. Tony war gerettet.

„Jetzt aber los!“ murmelte Samuel. Mit hatte zwar gut gearbeitet, die Hauptsache war getan, nun galt es noch aus dem Bereich der Soldateska zu kommen. Sie beeilten sich, den Wald zu erreichen, denn im Mondschein hätte man sie entdecken können.

„Wir haben jetzt noch drei Stunden in den Wald“, sagte Nik, „wir müssen uns sputen, wenn wir noch die Feenhöhle erreichen wollen, wo deine Salome in Angst deiner harret.“

„Warum gehen wir nicht gleich zum Heidenhof?“ fragte Tony.

„Weil die Panduren dort sind“, erwiderte Nik. Und nun erfuhr Tony das Schreckliche, das sich während seiner Gefangenschaft ereignet hatte. Es war ein harter Schlag für den armen jungen Mann, und es bedurfte der ganzen Kraft seiner Begleiter, um ihn vor Verzweiflung zu bewahren. Sie setzten ihren Marsch fort, und gelangten noch vor Tag in die Felsenhöhle. Wer beschreibt die Freude dieser vier Menschen, die sich nach so furchtbaren Ereignissen mit heiler Haut wieder zusammenfanden! Nicht geringer war jedoch der Schmerz über das Unglück, das Salome und Tony zu Waisen gemacht hatte.

Beim Tagesgrauen hörte man dumpfes Geräusch vom Tale her.

„Das ist Kanonendonner“, sagte Samuel. Und bald unterschied man auch deutlich das Geknatter der Flinten. Es war die Schlacht. Franzosen und Bayern warfen die Panduren siegreich zurück. Man durfte wieder aufatmen.

Es geht auf den Abend. Der Ginster erglüht in rotem Licht, die Tannen leuchten in goldnem Schein. Vor einem schönen Bauernhof im Gebirge sitzt auf einer Bank aus rotem Stein ein seltsam mißgestalteter alter Mann, der seinen milden Blick auf zwei blonden Kindlein ruhen läßt, die er auf den krummen Knien wiegt. An der Tür steht ein junges Paar, das sich froh lächelnd diesem Schauspiel hingibt.

„Ach, Großpapa Nik, erzähl' uns doch noch-

mals die schöne Geschichte von der Zauberhöhle“, bittet das kleine blonde Mädchen.

„Gern, mein Liebling, ich will nur warten, bis da drunten die Betglocke gekläutet hat.“

Und bald durchzittert ein Silberton die Luft, der zum Gebete mahnt. Da beginnt die Stimme des Alten: „Gott im Himmel, wir waren unglücklich und verlassen, aber deine Barmherzigkeit hat uns das Glück geschenkt im Frieden und in der Liebe. Dein heiliger Name sei gepriesen!“

Henri Sanier.

### Ein paar Ohrfeigen.

(Mit einer Abbildung.)

Die Station Bärenndorf liegt an einer unferer großen Eisenbahnlinien, aber ich werde mich hüten, zu sagen, an welcher und in welcher pittoresker Umgebung, denn was ich im Folgenden erzähle, ist wahr, und da könnten mir die Personen, die dabei eine Rolle spielen, sehr böse werden.

Das Dorf liegt ein Kilometer von der Station entfernt. Zum Anfang unserer Erzählung heißt der Stationsvorsteher Frau Christel, eine fünfundvierzigjährige, intelligente, fleißige, temperamentvolle Frau, die gern kommandierte und für Gehorsam zu sorgen wußte. Ihr Mann, Peter Christel, arbeitete an der Bahn als Tagelöhner, ging morgens von zu Hause fort und kam erst am Abend wieder heim. Obwohl er älter war als die Frau, litt er den gebieterischen Ton, wenn auch nicht ohne leises Murren, so doch mit großer Gutmütigkeit. „Der Kommandant hat gesprochen, also gehorchen wir!“ pflegte er von seiner Frau zu sagen.

Zu der Familie gehörte ein hübsches Töchterchen von 18 Jahren, namens Emma, die der Mutter sowohl im Haushalt half, als bei der Austeilung der Billets und beim Schließen der Barriere. Da diese Arbeit ihr aber noch viel Zeit übrig ließ, arbeitete sie zugleich für ein großes Wäschegeschäft der nächsten Stadt. Was sie hieraus verdiente, sollte einmal ihre Mitgift geben. Natürlich hätte sie diese so groß als möglich gewünscht.

Emma hatte nämlich schon zu beobachten

geglaubt, daß sie jemand nicht gleichgültig war. Jedesmal wenn sie nach der Stadt ging, um die Arbeit abzuliefern und andere zu holen, konnte sie sehen, wie gefällig an der Bahn, wo sie abstieg, der erste der Briefträger war, und daraus hatte das Mädchen gleich geschlossen, dieser freundliche Beamte könnte wohl einmal ein ernster Liebhaber und dann ihr Mann werden.

Ihre Voraussicht wurde nicht getäuscht. An einem schönen Morgen im April trat der Briefträger, welcher die Kunde in Bärenndorf machte, ins Stationsgebäude und sagte zu Emmas Mutter:

„Hier hab' ich einen Brief für euch, Frau Christel.“

„An mich persönlich?“

„An euern Mann.“

„Geben Sie nur her, das ist einerlei. Er wird ihn am Abend lesen.“

„Eine schöne Schrift“, sagte Frau Christel allein für sich, als der Beamte weitergegangen war. „Was will denn dieser Brief? Na, das können wir ja sehen.“

Ohne weiteres hatte sie den Umschlag zerissen und den Brief herausgenommen. Emma, die dabei stand, bekam Herzklopfen; sie merkte wohl, daß der Brief sie anging.

„Das ist aber eine Neuigkeit!“ rief Frau Christel, nachdem sie den Brief gelesen hatte.

„Was denn, Mutter!“

„Ein Heiratsantrag für Dich. Da lies mal!“

Und Emma las:

„Lieber Herr Christel! Hiermit möchte ich Sie bitten, mir mitzuteilen, an welchem Tage ich mich auf der Station bei Ihnen vorstellen könnte, um von Ihnen die Hand Ihrer Tochter Emma zu erbitten. Es würde mich außerordentlich freuen, wenn Sie mir diese Bitte gewähren könnten. Es grüßt Sie mit aller Hochachtung  
Julien Maliceau,  
I. Briefträger.“

„Nun, was sagst Du dazu?“ fragte jetzt Frau Christel, indem sie ihre Tochter scharf fixierte.

„Na, man müßte einmal sehen“, erwiderte das Mädchen; „Du und der Vater, ihr habt ja zu entscheiden!“

„Ja, gefällt dir denn der Werber?“

„O ja, sehr gut; das wäre eine schöne Partie!“

„Ja, hat er dir denn schon etwas gesagt?“

„Nein, aber seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß er Absichten hat.“

„Davon hast du mir aber nichts gesagt?“

„Ich war ja nicht sicher, und da wars doch immer besser, still zu bleiben.“

„Da hast du also nichts dagegen?“

„Ja wieso?“

„Du möchtest Frau Maliceau werden?“

„Aber gewiß!“

„Dann geht alles gut.“

Während des Abendessens war Frau Christel ganz gegen ihre Gewohnheit merkwürdig heiter und liebenswürdig. Anstatt über alles und wegen nichts zu murren, fand sie beinahe zärtliche Worte für das Haupt der Familie. Der Mann, dem dies auffallen mußte, zerbrach sich den Kopf über diese Veränderung. Endlich begann Frau Christel:

„Ich hab dir eine Neuigkeit zu sagen, Peter.“

„Das muß eine gute sein.“

„Warum denn?“

„Weil du, seit wir am Tische sitzen, so liebenswürdig bist, daß man dich kaum wiedererkennt.“

„Wirst du bald aufhören?“

„So schieß doch einmal los!“

„Emma hat einen Antrag bekommen.“

„Was du nicht sagst!“

Und nun erzählte Frau Christel, was der Leser schon weiß, und gab ihrem Manne den bewußten Brief.

„Ja, und Emma?“

„Ich nehme an, Vater.“

„Und dem Stationsvorsteher (so nannte er seine Frau) gefällt die Partie auch, die Sache ist also abgemacht, und es fragt sich nur, an welchem Tage ihr den Zukünftigen empfangen wollt.“

„In acht Tagen. Früher geht's wohl nicht, denn er könnte sonst glauben, man habe nur auf ihn gewartet, und sich gar nicht bedacht.“

„Also in acht Tagen, am Sonntag schreib ich ihm“, sagte der Vater. „Es ist ein wahres Glück für Emma, denn ich kenne Mariceau seit zwei Jahren als einen bei seinen Vorgesetzten wohl angesehenen Beamten, der bald

eine Stelle als zweiter Vorsteher einer größeren Station, oder als erster einer kleineren Station erhalten wird. Unser Kind konnte nicht besser fallen.“

Am Sonntag Morgen erhielt Julien Maliceau folgende Zeilen:

„Sehr geehrter Herr! In Erwiderung Ihres Geehrten, lade ich Sie ein, uns an einem Abend der nächsten Woche zu besuchen, damit wir von der fraglichen Sache reden können.“

Mit vorzüglicher Hochachtung:  
Peter Christel.“

Am Donnerstag, als der Tag zur Reize ging, stellte sich der Briefträger auf der Station Bären Dorf ein, wo ihn die Familie bereits erwartete. Er erneuerte seinen Antrag in der üblichen Form. Die Antwort war so präzis als günstig, und zur sofortiger Anbahnung guter Beziehungen mußte Maliceau eine Einladung zum Diner annehmen.

Julien hatte in der Tat als Beamter die besten Aussichten. Er war sechs Jahre im Amte, wovon drei als Briefträger ersten Ranges, und sein Name stand auf der Beförderungsliste. Zu seiner eigenen Tüchtigkeit kam aber noch die Protektion anderer, und man weiß, daß diese in solchen Fällen nicht zu unterschätzen ist.

Bei Tisch drehte sich die Unterhaltung natürlich um den interessantesten aller Gesprächsstoffe, und nicht zuletzt um die Wittigst der Beiden.

Julien Maliceau war der Sohn einer bäuerlichen Familie in der Touraine und besaß von Haus aus einiges Vermögen. Es war gerade kein Reichthum, vielleicht nicht einmal was man Behübigkeit nennen kann, aber im Notfalle hätte er längere Zeit wohl damit auskommen können.

Von Emma haben wir bereits gesagt, daß sie seit zwei Jahren ihren Verdienst bei Seite legte. Das waren allerdings auch nur einige Hundert Franken, aber sie hatte eine ältere Tante, eine kinderlose Wittwe, deren Vermögen der Nichte einmal zufallen würde. Übrigens hatte die Tante ihr erst vor kurzem wieder gesagt, sie möge ihr doch mitteilen, wenn sie einmal vorhätte zu heiraten.

So tat sich den jungen Leuten eine nicht zu

sehr von materiellen Sorgen gedrückte Zukunft auf; am Horizont ihres Glückes stand kein Wölkchen.

„Da Sie bei ihrer Gesellschaft ein Stein im Brett haben“, sagte Frau Christel zu ihrem Gast, „so könnten Sie sich vielleicht dafür verwenden, daß mein Mann einen weniger harten Dienst bekäme als denjenigen, den er nun schon seit fünfzehn Jahren versieht. Sie würden uns einen großen Dienst leisten.“

„Haben Sie schon etwas anderes in Aussicht?“ fragte Julien.

„Aber gewiß. Seit acht Tagen hat sich der Verkehr an unserer Haltestelle verdoppelt, die Zahl der Karten wird von Monat zu Monat größer, mit Postpaketen werden wir überschwemmt, und das große Gepäc vermehrt sich derartig, daß es unbedingt männlicher Hülfe bedarf. Wenn mir meine Tochter nicht helfen könnte, könnte ich die Arbeit nicht bewältigen. Wenn nun die aber fort ist, wie wird's mir da ergehen? Und wenn ich denn einmal einen Gehülfsen brauche, warum sollte es nicht gerade so gut mein Mann sein als ein Fremder? Wenn es dazu käme, wären alle unsere Wünsche erfüllt.“

„Ich werde mich der Sache annehmen“, sagte der Briefträger, „und wenn es möglich ist, Euch zu Willen zu sein in Folge meiner Beziehungen, werde ich's an nichts fehlen lassen.“

Man kam dahin überein, daß Julien zweimal in der Woche Emma besuchen konnte, und daß die Hochzeit an Johanni stattfinden sollte.

Am Vorabend dieses Tages, den die Verliebten kaum erwarten konnten, erhielt Peter Christel seine Ernennung zum Briefträger der Station Bären Dorf. Maliceau hatte also Erfolg gehabt.

Die Freude in der Familie war unbeschreiblich, Frau Christel wußte nicht, in welchen Tönen sie das Lob ihres zukünftigen Tochtermannes singen sollte; der war jetzt schon ein Sohn, ein rettender Engel, ein Halbgott. Nie war ein Schwiegerjohn von seiner Schwiegermutter derart bewundert worden.

Und so fand denn die Hochzeit zwischen Emma Christel und Julien Maliceau statt. Ganz Bären Dorf war auf den Beinen, der alte Christel erhielt als Briefträger von Auswärts Ersatz. Die Hochzeit wurde im besten Gasthof

des Fleckens gehalten, mitten auf dem Marktplatz. Man aß und trank nach Herzenslust und tanzte bis zum Morgenrot. Dann verzogen sich die Gäste wieder, denn auch dieses Fest fand sein Ende. Und um sechs Uhr früh stand Frau Christel, wie gewöhnlich, am Billetschalter, und ihr Mann begann die Runde als Briefträger. Das junge Paar hatte die Gesellschaft um Mitternacht verlassen. . .

## II.

An der Station Bärenndorf ging alles wieder den gewohnten Gang. Der alte Christel tat die Arbeit seiner Tochter und freute sich über die Beförderung, als wäre er vom gemeinen Soldat zum Marschall avanciert.

Die Station Bärenndorf wäre das reinste Paradies gewesen, wenn sich die Leute alle darnach betragen hätten. Aber da der Himmel nicht von dieser Welt ist, mußte es anders kommen.

Die Stationsvorsteherin hatte schon vorher gern kommandiert, jetzt war ihr die Ernennung ihres Mannes vollends in den Kopf gestiegen. Sie gebot jetzt über ihren Mann noch mehr als zuvor, und wußte auch den Leuten des Fleckens noch gründlicher zu imponieren. Die Männer suchten ihr gefällig zu sein und schenkten ihr Blumen; die Frauen, obwohl neidisch, suchten ihre Gesellschaft auf. Von allen Seiten gab es Geschenke und Einladungen.

Man sprach im Flecken viel von Frau Christel, von ihren männlichen Eigenschaften und auch in boshafter Weise von ihrem Regiment über den Mann.

Eines Tages plauderte Peter Christel im Dorfe etwas lange und erinnerte sich erst des Zuges den er erwarten sollte, als schon dessen Signal ertönte; er kam gerade noch rechtzeitig, um den Zug nicht zu verfehlen. Die Stationsvorsteherin sagte zuerst kein Wort. Als aber der Zug weiter gefahren war, trat sie in den Wartesaal und herrschte ihren Mann, der dort saß, mit zornbebender Stimme an:

„Du, hör mal, fängst du jetzt an, den Dienst zu vernachlässigen?“

„Es ist wahr, ich bin etwas zu spät gekommen.“

„Wenn du nicht so lange im Wirtshaus

geblieben wärest, hättest du nicht nötig gehabt, dir das Herz einzurennen, um rechtzeitig zur Stelle zu sein.“

„Ich bin wohl im Unrecht, aber nicht weil ich im Wirtshaus war, wo ich den ganzen Tag nicht gewesen bin, sondern weil ich mich verplaudert habe.“

„Wenn das wieder vorkommt, bekommst du eine erste offizielle Verwarnung! Laff' es dir gesagt sein, und zwinge mich nicht gegen dich einzuschreiten.“

„Was meinst du?“

„Ich sage einfach, daß du in den Bericht kommst, wenn du nächstens wieder deine Pflicht versäumst, und daß ich eine Strafe für dich verlangen werde.“

Da konnte aber Christel nicht mehr an sich halten:

„Na, hör mal, das ist aber stark! Du, die Frau Christel wolltest mich protokollieren! Sag doch nicht solche Narrheiten!“

„Du sollst sehen ob es Narrheiten sind!“

„Ich sage dir, mach' mir keine Sachen, es würde dir sauer aufstoßen!“

„Meinst du?“

„Du würdest es bereuen!“

„Ich bereue nie, denn ich tue nur, was ich vorher bedacht habe.“

„Nun, wir wollen einmal sehen!“

„Gewiß, das wollen wir; aber nimm dich in Acht, du bist gewarnt!“

„Du bist verrückt?“

„Ich schweige!“

Die Drohung, sie werde ihn ins Protokoll setzen, wollte dem alten Christel nicht aus dem Kopf. Er träumte sogar davon in der folgenden Nacht: Er sah das Blatt mit der Beschwerde vor sich, die Buchstaben flammten auf, er machte Anstrengungen um das Blatt zu erwischen, und zu zerreißen. Dabei sprang er auf und erweckte die Frau.

„Was ist denn los?“ fragte diese barsch.

Christel erzählte, daß er einen bösen Traum gehabt hatte.

„Bist du unter den Zug gekommen?“

„Beinahe.“

„Du bist einfach lächerlich.“

„Man ist, was man kann.“

Am andern Tag erfüllte Christel den Dienst mit der größten Gewissenhaftigkeit und zog

abt,  
zur  
weil  
zen  
nich  
du  
dir  
dich  
icht  
icht  
dich  
fich  
die  
Zag  
es  
ich  
in  
oll  
dem  
nden  
erbe  
, er  
er  
auf  
h.  
raum  
Dienst  
309



Auf fünf Schritte rutschte er immer wieder zwei zurück.

sich nicht den geringsten Tadel zu seitens seiner bessern Hälfte. Aber er benahm sich ihr gegenüber wie ein Beamter gegenüber dem Vorgesetzten, höflich und ohne jede Vertraulichkeit.

Die Frau hatte keine Ahnung davon, wie sehr ihre Drohung Effekt gemacht hatte. Und doch murmelte er zwanzigmal im Tage vor sich hin: „Himmel, wenn sie mich anzeigen würde; das wäre doch zu dumm! Aber es sollte ihr gedenken, dafür stehe ich!“

### III.

Das Protokoll, vor dem der Briefträger eine so große Angst hatte, ist an sich nichts sehr Gefährliches. Es ist einfach die genaue Aufzeichnung dessen, was sich innerhalb eines Tages an der Station zugetragen hat. Der Bericht wird ans Zentralbureau geschickt und dort durchgesehen. Sind Strafen markiert, so werden sie eben an den Vergehen gemessen, und wenn sie zu letzteren nicht im Verhältnis stehen, leitet man eben eine Untersuchung ein, mit welcher der Inspektor der betreffenden Station betraut wird.

Peter Christel gehörte aber zu den Leuten, die meinen, wer einmal eine solche Strafe erhalten hätte, der wäre entehrt sein Leben lang, ein gebrochener Mann!

Ein Monat verstrich, ohne daß die Beziehungen zwischen Herrn und Frau Christel sich verbessert hätten. Man aß zwar am selben Tisch, bewohnte noch daselbe Schlafgemach, aber das Familienleben hatte gänzlich aufgehört: an der Station Barendorf waren nur noch zwei Beamte einer und derselben Gesellschaft. Die Frau war im Innern wütend darüber; aber mit ihrem autoritären Ton konnte sie die Situation nicht ändern. Auch war sie viel zu hochmütig, als daß sie ihr Unrecht eingesehen und ihr Wesen dementsprechend geändert hätte.

An einem Novemberabend wollte es dem Briefträger nicht gelingen, die Laternen an der Station anzuzünden, die den Zug bei der Durchfahrt beleuchten mußten. Die Frau verging vor Ungeduld.

„Wirfst du heute noch fertig?“ höhnte sie. „Ist es möglich, daß man so ungeschickt sein kann!“

„Aber du siehst doch, daß der Wind sie

jedesmal wieder auslöscht!“ erwiderte der Mann.

„Ach was! Du bist eben auch zum Geringsten untauglich!“

„Ich glaube, die ist bereits so verrückt, daß sie den Wind kommandieren will! Der ist aber nicht dein Untergebener, und tut, wie ihm beliebt!“

„Ich glaube der Herr Briefträger will mich beleidigen!“

„Wenn der Herr Stationsvorsteher meint, es heiße ihn beleidigen, wenn man behauptet, der Wind sei nicht sein Diener, so zeigt er eben nur, daß es ihm an gesundem Verstand fehlt!“

„Nur so weiter!“

„Wieso? Im Antworten oder im Anzünden!“

„Zuerst die Arbeit, dann die Kritik, wenns dem Herrn so angenehm ist!“

Christel schwieg, die Laternen brannten und er packte seine Sachen zusammen um die Runde anzutreten.

Die Frau, die bei dieser nächtlichen Szene mit der Orchesterbegleitung des Windes nicht die schönste Rolle gespielt hatte, war außer sich vor Ärger. Sie hielt aber an sich, so gut es ging, um nichts merken zu lassen. Tags darauf schloß sie sich in ihr Bureau ein, faßte den Bericht ab und machte unter die Rubrik „Personal“ folgende Bemerkungen:

„Peter Christel, Stationsbriefträger. — Mit einer ersten Verwarnung zu bestrafen wegen Insubordination im Dienst gegenüber dem Stationsvorsteher.“

Anmerkung. Als ich ihm, während er die Lichter für den Durchgang des Zuges 374 zu langsam anzündete, eine diesbezügliche Bemerkung machte, erwiderte er mir brüsk, es sei ja der Wind, der eben die Lichter auslösche, und ich wäre verrückt, wenn ich glaubte, dem Wind befehlen zu können.

Der Stationsvorsteher:  
Frau Christel.“

Im Zentralbureau bemächtigte sich der Beamten, als sie dieses Protokoll zu Gesicht bekamen, ein närrisches Gelächter. Eine Frau, die sich herausnahm, ihrem Manne eine offizielle Verwarnung geben zu lassen, weil der sie daran erinnern mußte, daß der Wind ihr nicht untertan sei, so was war noch nie dage-

wesen! Der Effekt war auch darnach: das Protokoll blieb unberücksichtigt.

Frau Christel aber wartete ungeduldig auf eine Antwort. Der Abendzug brachte ihr wohl die gewöhnliche Empfangsbestätigung seitens der Behörde, aber weiter nichts. Sie hoffte auf den folgenden Tag, sie wartete 8 Tage, bis sie das Warten aufgab. Um so mehr fraß der Ärger in sie hinein über den Unglücklichen, den die Verhältnisse unter ihren Befehl gestellt hatten.

Christel erfüllte, wie immer, seinen Dienst pflichtgemäß. Er ließ den brüskten, oft brutalen Kommandoton über sich ergehen, und hielt sich zurück, um auch nicht ein krummes Wort zu sagen. Eigentlich glaubte er nicht anders, als daß seine Frau langsam aber sicher dem Wahnsinn verfallte, und diese Entwicklung wollte er nicht beschleunigen, denn er sah sie schon im Irrenhaus!

Wäre er doch nur auf seinem alten Posten geblieben! Wie gerne möchte er jetzt wieder alle Unbill der Witterung ausstehen, wenn es nur ohne diese finstern Mienen und Drohungen abging! Übrigens war es ja noch obendrein die Frau gewesen, welche die Veränderung verlangt hatte, nicht etwa er selber. So einfachen Geistes Christel auch war, das entging ihm nicht, daß das Motiv bei alledem die Herrschsucht seiner Frau war. Aber er ahnte freilich nicht, daß gerade jetzt dieser Ehrgeiz die tiefste Wunde erlitten hatte, denn was ist das für ein Vorgesetzter, der einen Vorschlag macht, aber von seiner Behörde im Stich gelassen wird! Sonst hätte er vielleicht begriffen, warum die Frau, wenn sie sich allein glaubte, Selbstgespräche hielt, und unsichtbare Gegner mit den Fäusten bedrohte. Oft mußte sie, um dem Publikum ein ruhiges Gesicht zu zeigen, den roten Kopf unter der Wasserleitung abkühlen.

#### IV.

Der Winter kam mit starkem Frost. Es fiel dichter Schnee, der hart gefror, und Bärenndorf wie die Station mit einer starren, weißen Schicht überzog. Wie alljährlich so gab es auch diesmal um Weihnachten und Neujahr, wo so viele Pakete versandt werden, hundertsfach Arbeit. In Bärenndorf wohnten Kaufleute

Krämer, Buchhändler, die ihre neuen Kleiderstoffe, ihre Zuckerwaaren, ihre Geschenkwerke auf diese Zeit erhielten.

Auf den heiligen Abend kamen in der Frühe 2 rekommandierte Postkolis an mit dringlicher Bestellung. Das eine war eine Kiste Orangen, die der Krämer Frimard ungeduldig erwartete; das andere ein Ballen Wollstoff für den Tuchhändler Plantonet.

Da es schneite, was vom Himmel herunter konnte, und man nicht vor sich sah, hatte der Briefträger etwas gezügert:

„Es ist ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thür jagen möchte!“ hatte er gesagt.

„Es sind aber doch beide Kolis auszutragen, du hast es doch gelesen!“

„Nun ja, — ich will's versuchen!“

„Wein' ich doch auch!“

Christel lud also die beiden schweren Kolis auf den Karren, deckte ein Tuch darüber und machte sich auf den Weg, insofern es überhaupt einen solchen noch gab. Auf fünf Schritte rutschte er immer wieder zwei zurück. Wohl fünfzig Mal strauchelte er und wäre bald in den Karren hineingefallen. Trotz der heißen Kälte schwitzte er große Tropfen vor lauter Anstrengung und kam erst nach einer Stunde ans Ziel.

„Was, bei diesem Hundewetter kommen Sie da herein!“ rief ihm der Krämer zu, als er seiner ansichtig wurde.

„Was will man machen?“ erwiderte Christel, „die Sendung ist eilig!“

„Ja, aber lieber Mann, Sie hätten doch einen heitern Moment abwarten können! Bei solchem Sturmwetter kommt doch keiner, Orangen zu kaufen.“

„Das ist wohl wahr!“

„So kommen Sie doch herein! ein Glas Glühwein schadet Ihnen nichts!“

„Das schlag' ich, meiner Seel, nicht ab, ich glaubte schon unterwegs bleiben zu müssen, so schwach wurde mir auf einmal!“

Im Stehen trank Christel das Glas aus, und drückte den Karren weiter bis zu Plantonet, dem Kleiderhändler am Ende des Dorfes. Aber da schienen ihn die Kräfte zu verlassen. Der Händler lud den Ballen selber ab und führte den totmüden Briefträger in ein gut geheiztes Zimmer.

Der Händler sprach sein Bedauern darüber aus, daß er bei dem wüsten Wetter den weiten Weg gewagt hatte, drückte ihm ein Zweifrankenstück in die Hand und wollte ihn zum Essen behalten. Aber Christel wehrte ab, er mußte unbedingt zu Hause sein. Schließlich ließ er sich aber doch ein Gläschen Chartreuse aufdrängen.

Nach zweistündiger Abwesenheit traf er wieder an der Station ein. Das Mittagessen stand schon eine halbe Stunde auf dem Tisch. Die Frau war außer sich.

„Du hast dir aber wieder Zeit genommen,“ murzte sie, während sie die Suppe ausschlenkte.

„Am Ende habe ich Vogelnester ausgenommen,“ gab er achselzuckend zur Antwort.

„Von dir kann man gar keine ernste Antwort mehr bekommen!“

„Es kommt doch ganz darauf an!“

„Zwei Stunden für 2 Km.!“

„Und der Schnee und die Kälte! Da hättest dich dabei sehen mögen!“

„Trotz der Kälte ist dir die Zunge noch nicht festgefroren!“

„Glücklicherweise!“

„Du hast getrunken!“

„Jawohl, ein Glas Glühwein bei Primard und ein Gläschen bei Plantonet.“

„Man merkt's!“

„Sag' doch gleich, ich bin betrunken!“

„Bist du vielleicht nüchtern?“

„O nein, denn ich habe durch das Getränk wieder etwas Kraft bekommen.“

„Geh' zu Bett!“

„Noch nicht, ich habe einen Mordshunger und möchte zu Mittag essen.“

„Trotz deines jämmerlichen Zustandes?“

„Da haben wir's! Die gnädige Frau will, daß ich betrunken bin, jetzt mögen Himmel und Erde zusammenfallen, ich bin's!“

„Das siehst du ja selber, daß du deine Sinne nicht mehr beieinander hast!“

Christel hielt es für geraten, zu schweigen. Er aß übrigens mit dem besten Appetit, und machte sich dann sofort an die Arbeit. Es galt, den Schnee vom Geseise und vor dem Stationsgebäude wegzufegen und für die Beleuchtung zu sorgen, die man ja im Winter am Nachmittage bald braucht.

Frau Christel hielt es nicht mehr aus,

weder in der Küche noch am Schalter. Dieser Auftritt beim Essen war einfach zum Fortlaufen! Sie hatte dem Untergebenen eine Bemerkung gemacht, und es erwiderte ihr statt dessen ihr Mann! Sie mußte ihm unbedingt begreiflich machen, daß sie der Vorgesetzte war. Der erste Versuch bei der Gesellschaft war mißglückt; aber was konnte sie abhalten, einen zweiten zu wagen? Die Gelegenheit war ja günstig: Ihr Untergebener war zwei Stunden für eine Besorgung weggeblieben, zu welcher er sonst kaum eine einzige braucht. Das war also ein Versäumnisfehler. Und aus der Antwort, die er ihr bei Tisch gegeben, konstruierte sie eine Insubordination. Sie sackte nicht lange. Im Protokoll figurierte unter der Rubrik: „Personal“ der Vermerk: „Dieser Angestellte verdient eine strenge Rüge.“

Wenn er die einmal los hatte, konnte sie mit ihm machen, was sie nur wollte, dachte Frau Christel.

Und wieder las man den Vermerk im Zentralbureau. Diesmal nahm man's aber bei der Merkwürdigkeit des Falles ernster auf. Zeitversäumnis, Betrunkenheit, Insubordination — das war doch schließlich kein Spaß. Der Bureauvorsteher begab sich also mit dem Protokoll ins Zimmer seines Vorgesetzten.

„Ich weiß nicht, ob diese Beschwerde berechtigt ist; aber so viel scheint mir daraus hervorzugehen, daß Frau Christel nicht den besten Charakter hat.“

Der Beamte drückte auf einen Knopf und alsobald stand der Inspektor vor ihm.

„Sie kennen doch die Verhältnisse an der Station Barendorf? Sagen Sie mir doch das Nötigste über das Ehepaar Christel!“

„Der Mann ist ein braver, gewissenhafter Beamter. Das gleiche gilt von der Frau. Nur ist sie autoritär und etwas jähzornig. Der Titel ‚Stationsvorsteher‘ ist ihr in den Kopf gestiegen; demgemäß behandelt sie ihren Mann, der ja als Stationsbriefträger ihr Untergebener ist.“

Der Direktor gab dem Inspektor darauf das Protokoll zu lesen.

„Das ist . . . das ist doch barer Unsinn!“ rief dieser. „Ich kenne den Mann, er ist in seinem Leben nie betrunken gewesen!“

„Eine komische Geschichte!“ bemerkte der Direktor. „Machen Sie sich auf den Weg! Ich möchte die Lösung des Rätsels kennen.“

## V.

Als am andern Tag der Inspektor in Barendorf abstieg, empfand Frau Christel eine große Genugtuung; ihr Schreiben hatte also doch gewirkt!

Sie ging ihm mit einem verständnisvollen Lächeln entgegen:

„Ein Hundewetter Herr Inspektor. Wollen Sie sich nicht ein wenig wärmen in der Stube?“

„Danke, Frau Christel. Ich muß unverzüglich in den Flecken.“

Und die verdutzte Frau stehen lassend, eilte der Inspektor nach Barendorf. Hier lehrte er beim Krämer Frimard und beim Tuchhändler Plantonet ein. Um 4 Uhr traf er wieder an der Station ein und begegnete dem Briefträger, den er wie von ungefähr auf diese Angelegenheit lenkte. Seine Antworten stimmten vollkommen mit den beiden im Dorfe überein. Jetzt wußte er genug. Er ließ Christel bei der Arbeit und trat ins Bureau.

„Sind Sie allein, Frau Christel?“

„Ja wohl, Herr Inspektor.“

„Gut. Antworten Sie mir auf meine Fragen: Haben Sie dieses lägenhafte Protokoll über ihren Mann geschrieben?“

„Herr Inspektor...!“

„Nichts da! Haben Sie gelogen oder nicht?“

„Ich... habe doch nur die Wahrheit geschrieben! Fragen Sie einmal im Dorfe nach, wo Christel getrunken hat!“

„Ist bereits erledigt, liebe Frau Christel! Eben auf Grund dieser Aussagen habe ich Ihr Protokoll in der Weise qualifizieren müssen... Man hat Ihrer ersten Anzeige, weil sie uns zu lächerlich vorkam, keine Folge gegeben. Aber diesmal nimmt die Sache eine andere Wendung, ich mache Sie gleich darauf aufmerksam. Wenn ihre Aufschuldigung zu Recht besteht, haben Sie an den Folgen zu tragen wie er; da gibt's entweder eine Strafverurteilung oder die Entlassung. Haben Sie sich das klar gemacht?“

Erschreckt fuhr die Frau auf: „Ach nein, ich will weder das eine noch das andere!“

„Nun, warum dann diese Hartnäckigkeit, ihn bei der Behörde zu denunzieren?“

„Ich will doch nur, daß er mir gehorsamt, weil es doch ein mir unterstellter Beamter ist!“

„Es tut mir leid, gnädige Frau, Ihnen das sagen zu müssen —, aber die Verwaltung kennt Sie zu genau und Ihren bösen Charakter. Sie haben mehr Ehrgeiz als Vernunft. Ihr Amt läßt Sie die größten Dummheiten verbüßen. Das muß aufhören! Oder hat man schon gehört, daß die eigene Frau so mit ihrem Mann verfährt, der überall als der bravste, beste Beamte gilt und nur Lob verdient! Ihre Herrschsucht kennt ja keine Grenzen mehr! Ihr Betragen spottet einfach jeder Beschreibung!“

Bei diesen Worten kam zufällig Christel herein.

„Bitte, Herr Christel, wir haben ein Wort mit Ihnen zu reden!“ rief ihm der Inspektor zu. „Laut Bericht vom 24. Dezember verlangt der Stationsvorsteher für Sie eine scharfe Rüge...“

„Eine... Rüge?“ konnte Christel vor lauter Bestürzung kaum hervorbringen.

„Als Weihnachtsgeschenk!“

„Das ist zu stark!“

„Es hat doch keinen Zweck, meinem Manne davon zu reden,“ bemerkte Frau Christel ärgerlich.

„Frau Christel, darüber habe ich zu entscheiden. Ich bin mit der Untersuchung beauftragt. Ich muß beide Teile konfrontieren. Und warum wollen Sie sich plötzlich genieren, das offen zu sagen, was Sie hinter seinem Rücken gegen Ihren Mann zu schreiben wagten?“

Und der Inspektor zog den Bericht hervor und las... .

Christel glaubte zu träumen. Seine Frau versteckte vor Scham das Gesicht in den Händen.

„Was haben Sie darauf zu erwidern, Herr Christel?“

„Daß diese Frau da gelogen hat, Herr Inspektor, gelogen in jeder Hinsicht... Das ist eine Infamie sondergleichen...“

„Frau Christel, bitte, schnell zwei Karten!“ rief man vom Schalter her. Sie verließ die beiden und ging an den Schalter, Christel

mußte die Barrière besorgen und der Inspektor sprang in den Zug.

Christel mußte nicht mehr ob er tanzte, oder ob alles um ihn herumging. Er erzitterte bald an allen Gliedern; er schäumte und stampfte den Boden. Kaum war der Zug aus der Station draußen, da stürzte er wie der Blitz ins Bureau seiner Frau und schlug dieser zwei klatschende Ohrfeigen herunter:

„Die sind von deinem Mann, nicht vom Briefträger, merk dir's!“

Dann rannte er wie verzweifelt hinaus. Was hatte er getan! Oder vielmehr, was hatte sie getan? Die Frau, die er liebte, wollte ihn bestrafen lassen! Etwas Unerhörtes, Unglaubliches... Stundenlang lief er so ins Feld hinaus, ohne zu wissen, wohin, ohne der Kälte zu achten, oder der Nacht, die hereinbrach. Das war ein Keulenschlag auf's Hirn, sein Posten war verloren, was sollte er dann anstellen!...

Frau Christel aber hatte in heller Wut über den unerhörten Schimpf, sofort einen Bericht aufgesetzt:

„Geehrter Herr Inspektor: Hiermit zur gefälligen Kenntnis, daß mir mein Mann zwei so furchtbare Ohrfeigen heruntergehauen hat, daß ich blau und grün sah.

Mit Hochachtung:  
Frau Christel.“

Der Brief kam gerade an, als andern Tags der Inspektor zur Meldung aufs Bureau der Direktion kam. Er schilderte die Verhältnisse, wie er sie gefunden.

„Das ist eine unerquickliche Situation. Wie kommen wir da zu einer glücklichen Lösung?“

„Ich glaube, am besten wär's, wenn wir die Rollen vertauschten. Sie bliebe am Schalter, er aber würde der Vorsteher!“

„Sehr gut, machen Sie sofort den Vorschlag schriftlich, ich werde für das Weitere sorgen und die Ernennung kann unverzüglich stattfinden. Übrigens wollen wir uns eine Lehre daraus nehmen, und niemals mehr zulassen, daß ein Mann der Beamte seiner Frau wird. Eine solche Frauenrechtleri geht, wie die Erfahrung lehrt, zu weit. — — —

Am Neujahrstag fand Frau Christel unter den Postsendungen einen versiegelten Brief an die Adresse ihres Mannes mit dem Vermerk:

„Nur durch den Adressaten zu öffnen!“

„Da ist ein amtliches Schreiben für dich!“ sagte sie, als Christel den Wartesaal betrat. Seit 3 Tagen hatte sie ihn keines Wortes mehr gewürdigt.

Christel zitterte vor Erregung. Er drehte den Brief in jeder Hand ein paarmal um, denn er sah schon seine schwarzen Gedanken bestätigt; endlich öffnete er den fatalen Umschlag.

Er las:

„Dienstordnung.

Vom 1. Januar ab ist Peter Anselm Christel, Briefträger der Station Barendorf, unter Beibehaltung seines Amtes zum Stationsvorsteher daselbst ernannt.

Paris, 30. Dezember 1906.

Der Direktor der Eisenbahngesellschaft X...“

„Nun? fragte die Frau ungeduldig, als sie das erstaunte Gesicht sah.

„Da, lies du selber!“

Bei der Hiobspost fiel Frau Christel wie eine Masse auf den Stuhl nieder. Sie brachte kein Wort hervor und verlor die Besinnung. Christel holte Eßig herbei und bestrich ihr die Schläfe.

„Nichts... nichts bin ich mehr!“ murmelte sie mit erstickter Stimme.

„Wieso denn? Du bist immer noch am Schalter, wenn auch unter meinem Befehl!“

„Räche dich! Ich hab's verdient.“

„Bist du von Sinnen? Es geht mir doch viel zu gut, als daß ich an diese Kleinigkeiten dächte!“

„Du trägst mir also nichts nach?“

„Absolut nicht, sag' ich dir!“

„Du bist besser als ich.“

„Weniger hoffärtig willst du sagen.“

„Gestern war ich noch Stationsvorsteher,“ seufzte die Frau, „seit 5 Minuten habe ich nicht die geringste Gewalt mehr.“

„Alles in seiner Zeit, meine Liebe!“ tröstete sie Christel.

Am Abend desselben Neujahrstages kam Emma mit ihrem Mann hoch erfreut zu den Eltern. Auch Maliceau war zum Stationsvorsteher ernannt worden. Dem Verdienste seine Krone!

Sophonyme Loubier.

## Das Geheimnis Abracadabra's.

Eine komisch-dramatisch-fantastische Erzählung.

(Mit einer Abbildung.)

### I.

Der Mond ist mein Schreckbild.

Als Kind empfand ich, wie ich mich entsinne, ein geheimes Entsetzen beim Betrachten dieses Nachtgestirnes; obwohl ich nicht, wie so viele andere, das Unmögliche aus der Tiefe eines Eimers gefordert haben würde.

Mit zunehmendem Alter änderte es sich. Der Mond erschreckte mich nicht mehr, er beunruhigte mich bloß. Ich habe stets etwas wie das Gefühl eines Geheimnisses bei mir gehabt, das mir über kurz oder lang entschleiert werden sollte.

Ich weiß nicht, ob das so in meiner Natur lag. Immerhin bezweifle ich es.

Hören wir lieber einmal diese Erzählung: Vergangenes Jahr bekam ich zufällig einen Brief mit italienischer Marke.

Ich erkannte sofort die Schrift meines Jugendfreundes Armand B..., der von Marseille, wo er sich zuerst niedergelassen hatte, in die Region der am Fuße der Alpen liegenden Seen ausgewandert war. Er lud mich ein, ihn in seiner Zurückgezogenheit zu besuchen. „Du wirst sehen“, sagte er mir, „wie man unter italienischem Himmel sich vergißt. Hier gibt es keine Herzensbangigkeit mehr; alles entzückt die Seele und heilt ihre Wunden. Die Natur ist hier schön und erhaben: man liebt und bewundert sie... Von meinem Fenster aus sehe ich jeden Morgen die Sonne hinter den zackigen Gipfeln aufstauen, die meinen Horizont begrenzen, und ich fühle mich dann ganz begeistert. Du hast mich als Philosoph gekannt, und du wirst mich als Poet wiederfinden. Ich schreibe Loblieder an die Sonne, ebenso wie unsere großen Geister der vergangenen Jahrhunderte sie an die Könige richteten, mit dem Unterschied, daß ich meinerseits als Belohnung nicht eine lebenslängliche Rente erwarte: Ich fordere von meiner Königin „Sonne“ nur, daß sie allen Wärme und Licht spende. Du hast schon frühzeitig die Muse gepflegt, und ich zähle auf eine Würdig-

ung meiner dichterischen Versuche deinerseits. Ich habe deine Elegien aufbewahrt, die noch aus der Schulzeit herkommen, worin Diana den Vorsitz in den Klagen eines gequälten Herzens führte. Der Mond war damals dein Lieblingsthema... Hier, mein Lieber, gehört der Himmel uns ganz an: Dir Diana, mir Apollo; und wenn der Mond in dir wieder Neugierde erregt wie ehemals, stelle ich zu deiner Verfügung ein Material, das eines Astronomen vergangener Zeiten würdig ist. Es ist ein Vermächtnis Abracadabra's, ein echtes, und so einer wird dich doch hübsche Sachen in den 200 und etlichen Bänden lehren können, die sein Werk umfaßt. Die Matten haben schon innerhalb der zweiundeinhalb Jahrhunderte, die sich über dem Grabe des alten Astrologen ansammeln, einige Teile davon zernagt; aber die tiefausgehöhlte Seele Abracadabras ist nicht vollständig vernichtet, und was davon noch übrig ist, kann dir wohl noch Überraschungen bieten...“

Abracadabra!!...

Dieser Name allein wog die besten Beweisgründe auf.

Ich reise ab.

Die ersten Augenblicke wurden den, zwischen alten Freunden natürlichen Herzensergießungen geweiht, langen Unterhaltungen, bei denen unaufhörlich die Erinnerungen wiederkehren, die wir von der Kindheit her noch besitzen. Mein Wirt zeigte mir indessen die seltsame Wohnung, worin er seine Existenz und seine poetischen Anflüge vergraben wollte.

Stellen Sie sich eines jener alten Häuser Norditaliens, das halb im Stile des 14. Jahrhunderts, halb in dem der Renaissance gehalten war, vor. Ich übergehe jedoch seine Beschreibung; ich beschränke mich lediglich darauf zu sagen, daß diese, einige Jahrhunderte alte Mauern und diese Innenräume wohl etwas besaßen, das die Seele eines Träumers bewegen konnte.

Ich tat diese Bemerkung zu meinem Freunde B...

„Sicher hat mich“, sagte er zu mir, „dieser seltsame Anblick auf den ersten Augenblick verführt; aber meine Wahl hing nicht nur davon ab. Als vor 2 Jahren ich mich in diesem Lande niederlassen wollte, wollte man es mir

ausreden, dieses Haus zu kaufen: „Die Höhle des Teufels!“, wie man es nannte. Die Tapserten behaupteten, daß bei stockfinsterner Nacht hier Dinge sich ereigneten, die einen schauern machen. Die Sage brachte mich zum Lachen: Du weißt, ich bin niemals abergläubisch gewesen. Die Besitzer bekannten mir, daß das fantastische Gut seit dem Tode seines letzten Eigentümers Abraham Cadabra nicht mehr geöffnet worden ist. . .

„Abracadabra!“ unterbrach ich ihn, endlich begreifend.

„Ja, Abraham Cadabra und Abracadabra sind nur ein und dieselbe Persönlichkeit. . . Nun hatte aber besagter Abraham seine Seele im Jahre des Herrn 1652 in die Hände Gottes zurückgegeben; wir zählten damals 1882: das macht 230 Jahre Unterschied, während denen die Einsamkeit das alte Besitztum bewohnte. Selbstverständlich erhielt ich es billig und meine liebenswürdigen Verkäufer wollten gar nicht davon geredet haben, die Möbel holen zu lassen, keine, obwohl sie zur Einrichtung des guten Abraham gehörten; sie überließen mir alles, alles was drum und dranhängt. O, sie hatten dazu gute Gründe; Abraham Cadabra galt zu seiner Zeit für einen Zauberer. Edelherrn und Damen, Bürger, Bürgerinnen und Landbewohner hatten, übereinstimmend in genialer Weise seinen Namen verstümmelnd, ihn Abracadabra benannt, und dieser Titel paßte besser für den geheimnisvollen, fast teuflischen Charakter unserer Persönlichkeit. . . Unter uns gesagt, hatten die Dummköpfe es mit dem unschuldigsten Astrologen zu tun.

Ich gelange nun zu dem Augenblick, in dem ich zum ersten Mal in das verdamnte Haus eindringe. Das war für mich ein seltsames Schauspiel. Man hätte doch vermutet, daß diese, schon so lange in Ruhe daliegende Wohnung plötzlich erwacht wäre. Die Vergangenheit atmete von Neuem in diesen Sälen, in die kein menschliches Wesen während mehr denn 2 Jahrhunderten eingedrungen war. Du kannst dir eine Vorstellung von diesem Schauspiel machen. Doch ich habe das Mittel, dir es anzubieten mit allen seinen Überraschungen, folge mir!“

Mein Gast nahm mich beim Arm, ließ mich

zwei Stiegen emporsteigen und hielt an vor einer Türe, die durch einen schweren Wandteppich den Blicken entzogen wurde.

„Hier hat“, sagte er mir, bevor er öffnete, „mein Vorgänger Abraham den Stuhl seiner Zaubereien aufgeschlagen. Treten wir ein, aber gib acht, daß es dir nicht gruselt.“

## II.

Ich betrat als erster ein großes, viereckiges Gemach, dessen bizarre Anordnung mich zuerst aus Erstaunen verblüffte.

Nachdem ich einige Blicke um mich, auf den ungeheuern Ofen, verdeckt von Retorten und Brennkolben, auf die in einer Linie stehenden Flaschen, auf die tausenderlei Gegenstände, die an den Wänden befestigt oder an der Decke aufgehängt waren, geworfen hatte, hefteten meine Augen sich auf einen ungeheuer großen Tisch, überhäuft von vergilbten Papieren, Pergamenten, Büchern jeder Größe und auf einen Lehnstuhl mit erhöhter, von einer in den Wappenfarben gestochenen Krone überragten Rücklehne.

Bei dem Sessel und gegen die Wand gerichtet bemerkte ich ein riesiges Skelett, dessen halbgeöffneter Mund in hämischem Lächeln erstarrt zu sein schien. Ich näherte mich ihm und zeigte meinem Wirte, daß das Gleichgewicht dieser vom Fleisch entblößten Person sehr gestört sei, da die einzige Schnur, die es an der Wand festhielt, halb zernagt war.

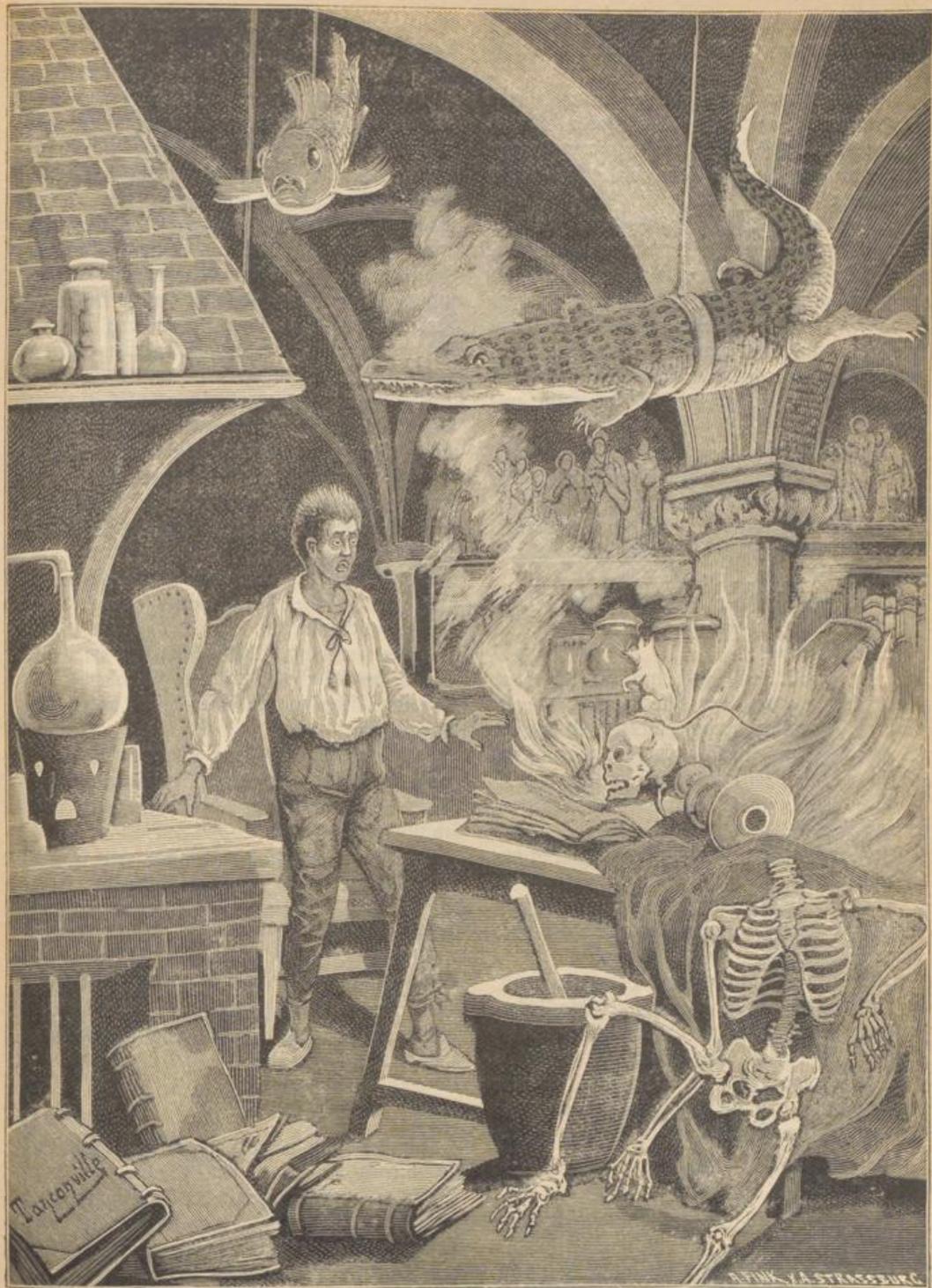
„Wieder eine Bosheit dieser Mattengesellschaft, die das Gebälk als ihren Aufenthaltsort gewählt hat“, sagte mir B. . .

Wie um seine Worte zu bestätigen, sprang aus dem Schädel, der ihm als Zuflucht diente, ein großer Nager heraus, in schreiend grauer Farbe, stürzte sich zwischen unsern Beinen hindurch und zog sich hinter einen Stoß Papiere zurück, in einen Winkel des Zimmers.

Armand öffnete nun eine zweite Türe. Ich sah jetzt eine der seltsamsten Zusammenstellungen, die man sehen kann, aus astronomischen Instrumenten und darunter ein Augenglas, von unbekanntem System, dessen Anblick mir einen Ausruf entlockte:

„Eine Erfindung Vater Cadabras“, sagte B. . . lachend, „ein kostbares Hülfsmittel, ohne das er wahrscheinlich niemals seine

vor  
and-  
ete,  
iner  
ein,  
tiges  
uerst  
den  
und  
rden  
e, die  
Decke  
teten  
oßen  
eren,  
o auf  
er in  
über-  
d ge-  
essen  
cheln  
ihm  
leich-  
erson  
wie es  
gefell-  
tsort  
orang  
tente,  
rauer  
einen  
Pa-  
mers.  
. Ich  
nstell-  
ischen  
nglas,  
t mir  
sagte  
mittel,  
seine



Das Öl ergoß sich über den Tisch, und in einem Augenblick stand alles in Flammen.

zweihundert und einige Bände über den Mond hätte schreiben können, die diese Bibliothek enthält."

Er zeigte mir hinter einem Vorhange eine ungeheure Sammlung dickleibiger Handschriften. . . . Ich blieb vor Erstaunen stumm, was meinem Wirte sehr viel Vergnügen bereitete :

"Mit diesen kostbaren Dokumenten und diesen wunderbaren Instrumenten gehört dir die Zukunft an", sagte er zu mir. Das alles steht zu deiner Verfügung. Vielleicht sind die Augengläser etwas verrostet in ihren Aven, vielleicht sind die Papiere etwas zerfressen vom Alter und andern Nagetieren, was ich schon zu bemerken glaubte, aber benutze nur was hier. . . ."

"Und ich will so damit fertig werden", unterbrach ich ihn leidenschaftlich, "daß, koste was es wolle, dieses Geheimnis. . . ."

"Ein Geheimnis! . . . Kühner Sterblicher, willst du die Gestirne zu enträtseln suchen?"

"Wer weiß?" . . .

"Und was soll der Schlüssel dazu sein?" fuhr B. . . . boshaft fort.

"Der Mond! . . ."

"Ha, ha! . . . Gestatte mir zu bemerken, mein Lieber, daß der Mond als das alte Schloß betrachtet werden könnte, das von der Vorsehung angebracht wurde. Wenigstens scheint es mir leidlich verrostet zu sein."

Wir lachten beide, und die Unterhaltung endete hiermit.

Und auch unsere Forschung im Heiligtume Abracadabras.

Als wir uns am Abend trennten, um unser Schlafzimmer aufzusuchen, gab mir Armand einen Schlüssel.

"Es ist der Schlüssel zum Laboratorium", sagte er, "hebe ihn so gut auf, als die Untersuchung des. . . großen Geheimnisses es erfordert. Wer weiß. Der Mond hat vielleicht von mir ungeahnte Geheimnisse, die deine Aufopferung für die Wissenschaft einstmals den verblüfften Völkern entschleiern wird."

### III.

Jene Nacht schien der Mond mit einer schrecklichen Helle.

"Ich sage „schrecklich“ wie andere „prächtig“ sagen würden. Jeder nach seinem Geschmack.

Ich hatte meine Vorhänge vergebens sorgfältig zugezogen : dieser teuflische Mond durchdrang sie trotz allem, und durch eine nicht vollständig verdeckte Ritze warf er mir einen ironischen und boshaften Strahl mitten in mein Antlitz. Mein Kopf war der scheußlichsten aller Qualen preisgegeben : die Aufregung während des Tages, mein Besuch im Heiligtume des Zauberers, meine Unterhaltung mit Armand, alles hat mich in einen Zustand unbeschreiblicher Überreizung versetzt. Ich wälzte mich unruhig auf meinem Lager.

Endlich schlief ich ein.

Die Wanduhr weckte mich plötzlich, als es 3 Uhr schlug. Dann schienen, seltsamerweise, meine Augen wie durch eine übernatürliche Gewalt sich geöffnet zu halten : alle meine Anstrengungen, sie wieder zu schließen und den Schlummer wiederzufinden, blieben vergebens.

Plötzlich ertönte in meiner Nähe eine leise und grabähnliche Stimme und sprach diese Worte deutlich aus :

"Was du suchst, steht geschrieben im 129. Bande des Werkes Abraham Cadabra's. . . . Gib acht. Achte ein Geheimnis, das das Grab hüten muß!"

Ich setzte mich im Bette aufrecht, gepeinigt von einer leicht erklärbaren Aufregung. Ich öffnete die Vorhänge mit fiebernder Hand und sah um mich.

Der Mond erfüllt das Zimmer mit seinem fahlen Licht. Diese unheilverkündende Helle ließ mich zusammenschauern und um das Entsetzen zu mindern, zündete ich meine Lampe an. Dann sprang ich, mechanisch, unfähig mich der geheimnisvollen Kraft, die mich zum Handeln antrieb, zu entziehen, aus dem Bette, kleidete mich an und wandte mich geräuschlos nach dem Laboratorium.

### IV.

Ich suchte den Band 129 ; es war der erste, der mir in die Augen fiel. Sachte, wie aus Furcht, mich aus dem Banne des Geheimnisses zu reißen, das mich führte, trug ich ihn auf den Armen zum Tische und legte ihn bequem unter den Schein meiner Lampe.

Ich setzte mich in den Lehnstuhl; aber unwillkürlich richteten sich meine Augen auf das in seiner Ecke stehende Skelett, das in meiner Nähe zu grinsen schien. Dann öffnete ich den geheimnisvollen Band. Der Titel in großen Buchstaben löste sich von der ersten Seite ab. „Weg, auf dem Abraham Cadabra als erster zur Entdeckung der **Belebung** auf dem Monde geführt wurde.“

„Eureka! Eureka!“ rief ich aus, im Übermaße glücklich, und ich sprang vor Freude von meinem Stuhle auf. Meine Entzückungen erschreckten eine große Ratte, die nahe bei mir schlief, unter einem Stoß alter Papiere. Ich sah sie, zu meinem größten Erstaunen, einige Augenblicke im Zimmer herumrennen, dann mit einem Satz auf den Tisch springen. Sie heftete ihre beiden blutigen Augen auf mich, indem sie scharfe Schreie ausstieß, und plötzlich machte sie sich daran, indem sie von dem vor mir liegenden Buche Besitz ergriff, es tapfer zu zernagen. Ich erhob meine Hand um sie zu töten, aber mein Feind tat, dem Schlege ausweichend, einen neuen Sprung und verbarg sich in dem Brustkasten des Skelettes, worauf ich mich nun hütete, sie zu stören.

Ich machte mich nun wieder daran, den Band zu durchblättern, der Gegenstand dieses seltsamen Kampfes war. Meine Aufmerksamkeit wurde zeitweilig abgelenkt durch ein langjames, von dem Skelett herkommendes Zähnelirischen, und ich erriet, daß die Ratte sich an meinem Gefährten rächte, nicht auf ihre Weise die Beute, die ich in Händen hatte, mit mir teilen gekonnt zu haben. Aber ich dachte nicht mehr daran, als am Ende einer Seite, die ich fieberhaft durchheulte, ich die folgenden Worte las: „Hier beginnt der wahre Gang, durch den ich das seltsamste Geheimnis entdeckt habe, das die Erde faßt.“

Ich drehte dies Blatt um...

Im selben Augenblick ertönte ein Krachen, u. das Skelett stürzte mit großem Lärm zusammen, indem es im Fallen die mir leuchtende Lampe zerschlug. Das Öl ergoß sich über den Tisch, und in einem Augenblick stand alles, was ihn bedeckte, in Flammen. Ich sah, o Schreck, den kostbaren Band sich krümmen in dem Feuer!...

Der Schädel des Skelettes ist mitten in diese Feuersbrunst gerollt, während der

Rumpf zu meinen Füßen lag. Ich glaubte dieses knochige Gesicht sich beleben gesehen zu haben, während die Flammen, ihr Zerstörungswerk vollendend, ihn zu achten schienen. Plötzlich öffnete sich der Mund unter heftiger Anstrengung, und ich sah die Ratte, meinen Feind, den augenscheinlichen Urheber alles dieses Unheiles, herauskommen, in dem sie umgebenden Feuerringe närrisch umherspringen, dann mit einem Satze sich auf dem Schädel festsetzen und mich mit verzweifelndem Spotten ansehen. Sie stieß einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus und sprang davon mit einer Elastizität, die mich verblüffte.

Ich hatte übermenschliche Anstrengungen getan, mich zu erheben und sie zu vernichten, aber eine geheime Kraft hielt mich an meinen Platz gebannt. Das Feuer erfaßte schon den Fußboden und den Lehnstuhl, worin ich saß; ich fühlte 1000 glühende Zungen an meinen Füßen lecken, meine Arme erreichen...

Nun erst gelang es mir, meine Lähmung abzuschütteln, ich stieß einen herzzerreißenden Schrei, einen entsetzlichen Ruf aus... und ich erwachte...

## V.

Ich befand mich in meinem Bette. Dies alles ist nur ein schreckliches Traumbild gewesen.

Während einiger Minuten blieb ich regungslos liegen und freute mich der Rückkehr zur Wirklichkeit. Dann erhob ich mich fröhlich und eilte ans Fenster, wo ich die Morgenluft nach Kräften einsog und die erwachende Landschaft mit Begeisterung betrachtete.

Ich durchschritt in Gedanken nochmals alle Stufen meines Traumes...

Plötzlich durchkreuzt mir ein Gedanke das Gehirn. Ich kleide mich dürftig an und eile ins Laboratorium. Armand begegnet mir auf der Treppe:

„Was hast du denn?“ rief er mir zu. Ich höre nichts und stürze wie ein Rasender in das Heiligthum Abracadabras. Ich ergreife fieberhaft den Band 129...

O Wunder! Der Titel, der auf die erste Seite geschrieben war, war derselbe, den ich im Traume gesehen hatte! Ein Wort jedoch

war verwischt und ich konnte nur wie folgt lesen:

„Von dem Wege, auf dem Abraham Cadabra zur Entdeckung der B... des Mondes geführt wurde.“

In diesem Augenblicke trat Armand ein. Neugierig gemacht durch meine Eile auf der Treppe, wollte er sich nur versichern, ob ich noch bei Sinnen sei.

Bleich, leuchtend zeigte ich mit dem Finger auf den verstümmelten Titel:

„Lies!“

„Das? ... aber nichts einfacher als das, scheint mir. Ich lese.“

„Von dem Wege, auf dem Abraham Cadabra zur Entdeckung des **Bodeninhaltes** des Mondes geführt wurde.“

Ich hörte weiter nichts. Während ergriff ich das Manuskript und schleuderte es in eine der Ecken des Zimmers. Ein scharfer Schrei antwortet auf den Wurf und wir sahen eine große Matte, sich vor Todesangst krümmen, da die eine Körperhälfte unter dem riesigen Band zerdrückt wurde.

Sie richtete auf uns ihre entzündeten Augen, deren Anblick mich ängstigte. Sofort erschien mir nun der Feind in meinem Traume wieder; ich fühlte mein Blut sieden; ich wandte den Kopf um.

„Sie“, rief ich außer mir. Und ich vernichtete, indem ich das tödliche Buch mit dem Fuße zurückstieß, das unglückliche Tier mit einem Fußtritt unter wütendem Lachen. Armand, bestürzt von dieser Scene, betrachtete mich mit Besorgnis.

„Sie?“ fragte ich endlich. „Wer denn sie?“ Diese Fragen riefen meinen einen Augenblick gestörten Geist zurück. Ich betrachtete meinen Freund so komisch, daß er plötzlich in ein Lachen ausbrach:

„Verzeihe, mein lieber Freund, sagte ich zu ihm, du hast mich für verrückt gehalten und ich bin es gewesen in der That einen Augenblick lang. Aber ich werde dir später alles erklären. Jetzt erweise mir nur den Dienst, diesen Schlüssel wieder zurückzunehmen... Du siehst, daß ich ihn nicht lange gehütet haben würde. Abracadabra ist für mich tot!“

„Der Zauberer ist allein eingeschlafen,“ erwiderte mein Wirt, indem er den Schlüssel, den ich ihm reichte, annahm. „Aber glaube mir, lassen wir ihn schlummern; andere wie wir werden ihn vielleicht wieder aufwecken.“

Ich lächelte ungläubig und Armand konnte mich murmeln hören:

„Das Geheimnis Abracadabras ist mit ihm gestorben.“

Karolus v. Harrans.

In einem freundlichen Dörfchen, das weltabgelegen in einem schönen Waldtale lag, lebte ein braver Holzhauer, der mit seiner Frau sich und fünf Kinder schlecht und recht durchs Leben schlug. Die Kinder waren gesund und gut gewachsen, sie halfen den Eltern im Hause und auf dem kleinen Acker, den sie sich gepachtet hatten, und schauten zufrieden in die Welt. Eines Tages aber wurde der Vater auf einer Tragbahre aus dem Walde heimgebracht. Beim Fällen einer Eiche hatte ihm ein starker Ast das Bein zerquetscht. Wenn die Verwundung ihn auch nicht dauernd arbeitsunfähig machte, so sah er doch einer langen Krankheit entgegen. Sein Verdienst hörte auf und die Not klopfte ans Fenster. Die Mutter, welche selbst in ihrer Jugend im Nachbarstädtchen als Magd gedient hatte, suchte sich dadurch zu helfen, daß sie ihre 18 jährige Tochter Anna auch zum Dienst in die Fremde schickte. Sie glaubte, in der Hauptstadt würde die Tochter höhere Löhne finden wie auf dem Lande und meinte, dort würde ohne Schwierigkeit bei einer Vermieterin eine passende Stelle zu haben sein. Bald hatte die Tochter ihre Siebenachen gepackt und zog klopfenden Herzens zur Bahn, die sie in eine unbekannte Gegend und

in eine ungewisse Zukunft führen sollte. Bei der nächsten größeren Stadt mußte sie den Zug wechseln und hatte eine Viertelstunde Aufenthalt. Im Wartejaal gefellte sich ein gutgekleideter Herr mit freundlichem Aussehen zu ihr, der nach einigen gleichgültigen Redensarten sie nach Ziel und Zweck ihrer Reise fragte. Unbefangen erzählte sie ihm von ihren Eltern und Geschwistern, von dem Unfall des Vaters und ihrer Absicht, in der Hauptstadt einen Dienst zu suchen. Der Fremde teilte ihr mit, daß er auch in derselben Richtung weiter reisen müsse. Als die Abfahrtszeit herankam, half er ihr das Gepäck tragen und wußte es so einzurichten, daß er mit Anna in einem Abteil allein saß. Er begann von seinem eigenen Leben zu berichten. Er sei, so berichtete er, ein Kaufmann in Südamerika. Sein Geschäft ginge sehr gut und habe ihm bereits reichen Gewinn gebracht. Jetzt habe er die alte Heimat besucht und wolle nach dem Ende seiner Ferien übers Meer zurückfahren. Seine Frau sei mit den Kindern zurückgeblieben, sie könne die Seereise nicht ertragen und müsse nach dem Geschäft sehen. Die Kinder hörten den ganzen Tag nur spanisch und könnten den dortigen unzuverlässigen Diensthofen nicht an-

vertraut werden. Es wäre ihm sehr lieb, wenn er ein Mädchen aus der Heimat mitnehmen könnte. Wenn Anna Lust habe, in seinen Dienst zu treten, so würde sie es nicht zu bereuen haben. Er würde ihr die Hinreise bezahlen und wenn sie wenigstens ein Jahr bliebe, auch die Rückreise. Er wollte ihr den doppelten Lohn geben wie in der Hauptstadt und sogar für 2 Monate im voraus, damit sie noch vor der Abreise ihren Eltern Geld schicken könne. Er wußte sein Anerbieten so verlockend zu schildern, daß Anna noch ehe der Zug in den Bahnhof der Hauptstadt einlief, seinen Vorschlag annahm. Der Amerikaner stieg dort mit Anna aus und wollte sie gerade in die Bahnhofswirtschaft geleiten, als ein Geheimpolizist auf ihn zutrat und ihn verhaftete. Anna war wie gelähmt vor Schreck und wußte nicht, was alles zu bedeuten hatte.

Nat- und hilflos stand sie auf dem fremden Bahnhof. Sie wagte niemand zu fragen und sang in ihrer Angst bitterlich zu weinen an. Da trat eine Dame auf sie zu und fragte sie nach der Ursache ihres Kummers. Anna berichtete über die Ergebnisse der letzten Stunden. Die Dame gab sich als Mitglied der Bahnhofsmission zu erkennen und belehrte sie, daß sie einer großen Gefahr entronnen sei.

Der Fremde sei kein Kaufmann, sondern ein Mädchenhändler gewesen, der sie nach Amerika in ein Haus des Lasters habe bringen wollen, in dem sie an Leib und Seele vernichtet worden wäre. Die Dame tröstete Anna und sprach ihr Mut zu. Alsdann brachte sie das geängstigte Mädchen in eine gute Mägdeherberge und verschaffte ihr in einer gediegenen Familie eine Stelle. Anna schrieb bald ihrer Mutter, was sie in der kurzen Zeit hatte lernen und erfahren müssen und bat sie, ihre Altersgenossinnen zu warnen, damit sie vor ähnlichen und schlimmeren Abenteuern bewahrt bleiben.

Diese kleine Geschichte zeigt deutlich, wie unvorsichtig es ist, wenn Eltern ihre unerfahrenen Kinder ohne genaue Kenntnis der ihnen drohenden Gefahren in die Fremde schicken.

Jedes Mädchen, das außerhalb des Heimatsortes sein Fortkommen suchen will, wende sich zunächst an den Herrn Pfarrer des Ortes, der ihm gerne die nötigen Aufklärungen zuteil werden läßt.

Auf Reisen beachte es genau die in den Bahnhöfen und Frauenabteilungen angebrachten weißgelben Plakate. Vor allen Dingen lasse es sich niemals auf die Versprechungen fremder Leute ein, seien sie auch noch so glänzend und verlockend.

## Naturgeschichte.

### Riesenkäfer.

Amerika ist nicht nur in wirtschaftlicher Beziehung, wie man es einmal genannt hat, das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“, es ist es auch bis zu gewissem Grade in naturwissenschaftlicher Hinsicht. Hier grub Darwin einst aus dem Lehm der südamerikanischen Pampas die riesigen Megatherien aus, Riesensäugetiere, größer als ein Elefant, und wir wissen heute, daß die Indianer der Vorzeit solche Bestien als Haustiere hielten. Hier wachsen in Kalifornien die Mammutkieseln, die an Stammumfang und Wipfelhöhe selbst der Palmen der Tropen spotten. Hier zählte man einst die Büffelherden nach Millionen von Tieren. Hier sind die edelstein-

glänzenden, käfergroßen Kolibris zu Hause, hier die merkwürdigen Ameisen, die sich regelrechte Gärten in ihren Nestern anlegen, hier auch jene riesigen Käfer, die an Größe einer Meise gleichkommen.

Namentlich Brasilien und seine noch so wenig gekannten Urwälder sind eine wahre naturwissenschaftliche Wunderwelt, die schon das schwärmende Entzücken eines Alexander v. Humboldt erregte. Hier finden wir, wie die kleinsten Vertreter der Vogelwelt, so die größten Repräsentanten der Insektenwelt. Da ist z. B. der Herculeskäfer (Dynastes Hercules), sozusagen der König unter den Käfern, ein überaus ge-



Hercules-Käfer.

fräßiger und also überaus schädlicher Blatthornkäfer Südamerikas, der von Sammlern mit Gold aufgewogen wird. Das Männchen ist